OLZ

XLIV / 11/12 NOVEMBER/DEZEMBER 1941

Zu syrischen Tempeln und Kulten in hellenistisch-römischer Zeit.

Von Otto Eißfeldt.

Das in meinem Buch „Tempel und Kulte syrischer Städte in hellenistisch-römischer Zeit", 1941 (T. K.) verarbeitete Material läßt sich schon jetzt, ein halbes Jahr nach dessen Erscheinen, durch eine Reihe neu veröffentlichter oder besser als bisher verstandener Dokumente bereichern, und einiges davon ist so bedeutsam, daß es hier vorgelegt werden darf.

Gerasa

Zu einzelnen Inschriften von Gerasa, insbesondere zu der T. K., S. 33 genannten Weihung an die Dikaiosyne und zu der S. 31 erwähnten Ehreninschrift für einen Aganotheten hat L. Robert in dem Gerasa angehenden Teil seines Beitrages zur Dussaud-Festschrift „Inscriptions Grecques de Phénicie et d'Arabie" (Mélanges Syriens II, 1939, S. 729—738) beachtenswerte Bemerkungen vorgetragen. Viel, viel wichtiger aber ist der Rudolf Herzog zu dankende Nachweis einer nach Aussage der sie nennenden Inschrift um 200 v. Chr. von einem Gerasener auf Kos gemachten kultischen Stiftung. Denn diese Kultinschrift ist nicht nur um mehr denn 200 Jahre älter als die älteste Inschrift aus Gerasa selbst, sondern sie stellt auch das älteste Vorkommen des sonst erst seit dem Ausgang des 2. Jahrh. v. Chr. (T. K., S. 12) bezeugten Namens der Stadt dar. Es handelt sich um die von W. R. Paton und E. L. Hicks, Inscriptions of Cos, Oxford 1891, S. 116 Nr. 64 veröffentlichte und von H. Dibbel in seiner Greifswalder Dissertation „Quaestiones Koae Mythologae" aus dem Jahre 1891/92 auf S. 68 bereits religionsgeschichtlich ausgewertete Inschrift, die aber erst dadurch ganz verständlich und datierbar geworden ist, daß Herzog den die Inschrift tragenden, jetzt 48 cm breiten und 25 cm hohen Marmorblock gereinigt, so die Inschrift bis zu den Anfängen ihrer Zeilen am linken Rande — den Paton-Hicks fälschlich als weggebrochen bezeichnen, während in Wahrheit nur der rechte fehlt — lesbar gemacht, den ersten Buchstaben des am Ende der zweiten Zeile stehenden Wortfragments nicht mit Paton-Hicks als Π, sondern, wie freilich auch schon von ihnen für möglich gehalten, als Γ gelesen und dadurch die einleuchtende Ergänzung zu Γερασηνός möglich gemacht hat. Herr Herzog hat mir mit großer Liebenswürdigkeit, für die ihm auch hier zu danken mir ehrenvolle Pflicht und Freude ist, die Erlaubnis gegeben, von seinen Erkenntnissen Gebrauch zu machen, und so bin ich in der glücklichen Lage, hier die Inschrift in Herzogs Lesung und zugleich seine Argumente für ihre Ansetzung um 200 v. Chr. mitteilen zu können. Die Inschrift lautet:

Ἐπὶ Ταχίππου μηνὸς Πα[νάμου]
Κασμαῖος Ἀβδαίου Γερ[ασηνὸς]
τὸν βωμὸν Ἡλίωι καὶ θε[οῖς τοῖς]
συνβώμο⟨ι⟩ς,

und die Begründung ihrer Datierung um 200 v. Chr. ist diese: „Hellenistische Schrift um 200 v. Chr. ΑΘΓΣ mit leichten Apices. Z. 1 koische Datierung nach dem μόναρχος, dem eponymen Jahresbeamten. Τάχιππος auf Kos häufiger Name (9 Beispiele), besonders in den Geschlechterlisten um 200 v. Chr."

Der Name des Stifters Κασμαῖος, Transkription von *Qasmaj*, Hypokoristikon etwa des arabischen *Qasam'il* „'Il teilt, entscheidet" (G. Ryckmans, Les noms propres sud-sémitiques, I, Louvain 1934, S. 247; vgl. S. 192 und E. Littmann, Anhang zu Fr. Preisigke, Namenbuch, 1922, Sp. 509), und der seines Vaters Ἀβδαῖος, der dem semitischen Hypokoristikon *ʿAbdaj* „Knecht (des oder des Gottes)" entspricht (H. Wuthnow, Die semitischen Menschennamen, 1930, S. 7) machen es sicher, daß seine Heimat im semitischen Orient zu suchen ist. Unter den dann in Betracht kommenden mit Γερ- beginnenden Stadt- oder Landschaftsnamen bietet sich ohne jeden Zweifel Gerasa als der am nächsten liegende an, da von den wenigen anderen so anlautenden Städten oder Landschaften nach unseren sonstigen Kenntnissen nur etwa noch dem an der Baḥrein-Bucht gelegenen Gerrha (Γέρρα) so weit reichende Handelsbeziehungen (vgl. Tkač in Pauly-Wissowa, RE VII, 1912, Sp. 1270ff.)— denn aus solchen erklärt sich doch wohl jene Weihung — zuzutrauen wären und für Gerasa noch andere Argumente sprechen. Verbindung Gerasas mit dem unweit von Kos gelegenen Rhodos ist nämlich durch die Auffindung von rhodischen Krughenkeln in Gerasa für die Zeit um 200 v. Chr. sichergestellt (T. K., S. 12). Da es zudem von Kos ausdrücklich überliefert ist (Paton-Hicks a. a. O., S. XLVI), daß es früh,

vor 200 v. Chr., mit dem Orient in Austausch gestanden hat, steht der Annahme nichts im Wege, daß auch Gerasa um 200 v. Chr. dahin Beziehungen gehabt hat. Für das 1. Jahrh. v. Chr., genauer: für das Jahr 68, nämlich für das 18. Jahr des Nabatäerkönigs Aretas, unter dem man mit dem Herausgeber der Inschrift wohl Aretas III. (86—60 v. Chr.) wird verstehen müssen, ist es jetzt durch eine 1936 in Kos gefundene, 1938 von G. Levi della Vida Clara Rhodos 9, S. 139—148 veröffentlichte nabatäisch-griechische Bilinguis bewiesen, daß die Nabatäer, die ja ihre Handelsunternehmungen bis ins westliche Mittelmeer vorgetrieben haben (CIS II 157. 158 aus Puteoli, 159 aus Rom; Ch. Clermont-Ganneau, Recueil d'archéologie orientale VII, 1906, S. 305—329; VIII, 1907, S. 144; L. Robert, Revue de Philologie, 3. Sér., Tom. 8, 1934, S. 283, Anm. 2), damals mit Kos in Verbindung standen; die Inschrift lautet:

[בירח אב] שנת 18 לחרתת
[מלך נבט]ו עבד אושלהי
[בר רוחו] בר עלקן רבעתא
[וצלמ]תא לבעלא אלהתא
[על חיי] חרתת מלך נבטו
Αυσαλλασου Ρουα[ιου]
Ναβαταίου Θεᾶ‹ι› Ἀφρο[δίτη‹ι›]
εὐχήν.

Da Gerasa dem Nabatäerreich benachbart war, zu seiner kommerziellen und kultischen Einflußsphäre gehört hat (T. K., S. 13. 23—27) und zeitweilig wohl geradezu diesem Reich einverleibt war, stellt die hier fürs 1. Jahrh. v. Chr. bezeugte Beziehung eines Nabatäers zu Kos vielleicht die Fortsetzung der Verbindung dar, die nach Ausweis unserer älteren Inschrift Gerasa um 200 v. Chr. mit Kos gehabt hat. Schließlich paßt die Selbstbezeichnung unseres Kasmaios als „Gerasener" zu der auf Gerasenischen Münzen stehenden Legende „Stadt der Antiochener am Chrysorhoas, die früher Gerasener hießen" (T. K., S. 10). Denn die hier bezeugte Umnennung der Stadt und ihrer Bürger hat wahrscheinlich unter Antiochus IV. Epiphanes (175—163 v. Chr.) stattgefunden, so daß sie für unseren um 200 v. Chr. anzusetzenden Kasmaios noch nicht in Betracht kam. Kurz, soweit in Fällen wie dem vorliegenden überhaupt Gewißheit zu erzielen ist, darf die von Herzog vorgenommene Ergänzung des am Ende der zweiten Zeile unserer Inschrift stehenden Γερ zu Γερασηνός als gesichert gelten.

Ist es aber ein Gerasener, der auf Kos dem Helios und seinen Altargenossen einen Altar geweiht hat, so erhebt sich die Frage, wer denn mit diesem Helios gemeint sei. Es könnte der griechische Gott, insbesondere der berühmte Helios des Kos benachbarten Rhodos sein, dem der Fremde seine Huldigung dargebracht hat. Aber näher liegt doch wohl die Annahme, daß es sich hier bei Helios, wie in ähnlichen Fällen so oft, um die Interpretatio graeca eines orientalischen Gottes handle, also um einen Gott aus der Heimat des Kasmaios, aus Gerasa. Für den Kultus des Schams sind in Gerasa Spuren vorhanden (T. K., S. 31), und deutlich nachgewiesen ist hier die Verehrung des Helios-Sarapis. So könnte man an einen von diesen beiden denken. Da aber der Hauptgott von Gerasa der später, wohl seit Antiochus IV. Epiphanes (175—163 v. Chr.), dem Zeus Olympios gleichgesetzte (T. K., S. 18. 20) Baʿalschamēn, der Himmelsgott, war, hat die Annahme am meisten für sich, daß wir ihn unter dem Helios unserer Inschrift zu erkennen haben. Die Interpretatio dieses Gottes durch Helios kommt auch sonst vor (K. T., S. 50), und wenn die durch Zeus Olympios wirklich, wie es wahrscheinlich ist, erst seit Antiochus IV. Epiphanes üblich geworden ist, konnte sie unsere um drei, vier Jahrzehnte ältere Inschrift noch gar nicht kennen.

Baʿalbek

Was über Baʿalbek nachzutragen ist, verdanke ich wiederum Rudolf Herzog, der mir in zwei Briefen vom Januar 1941 diese der Beachtung und Nachprüfung werten Mitteilungen gemacht hat: „Ein Besuch in Baʿalbek 1937 hat mir ein Rätsel aufgegeben, dessen Bedeutung und Lösung ich nirgends angedeutet finde. Diese gewaltigen Bauten, die künstliche Schaffung des erhöhten Tempels durch Unterkellerung und Decksteine von 20 m Länge, setzen einen so gigantischen Baugedanken und Bauwillen fern von der großen Welt voraus, daß er für das 2. Jahrh. n. Chr. kaum möglich ist. Sollte es Nero gewesen sein, der ihn gefaßt hat? Man muß den einen Deckstein, der noch im Steinbruch liegengeblieben ist, für sich gesehen und bestiegen haben, um einen Begriff von der Großartigkeit der hier zum Ausdruck kommenden Baugesinnung zu erhalten. Aus der einheimischen, unter Fremdherrschaft lebenden Bevölkerung kann der Bauwille ja nicht kommen. Der Apollotempel von Didyma und das Olympieion in Athen reichen lange nicht daran. Bei Nero könnte man an Selbstvergottung als Juppiter Heliopolitanus denken", heißt es im ersten Brief, und im zweiten: „Mein Gedanke an Nero als Träger des Baugedankens und Bauwillens ging, wie Sie richtig annahmen, von v. Gerkans Beobachtungen über die Bauperioden und die Bauinschrift vom Jahr 60 n. Chr. am Tempel aus. Die Kolossali-

tät liegt eben im Wesen der Selbstvergottung Neros. Schon als Kronprinz im Jahr 53 ist er von den Rhodiern ihrem Helios angeglichen worden, dessen Koloß er auf der Erde liegen sah. Von da an hat ihn der Gedanke an Helios nicht mehr verlassen. Er ließ sein eigenes Kolossalbild (als Helios) von Zenodoros zur Übertrumpfung des rhodischen Kolosses machen (Plin. n. h. 34, 45f. Martial. spectac. 2, 1. epigr. I 70 [nec te detineat miri radiata colossi/quae Rhodium moles vincere gaudet opus]). Der Koloß der domus aurea mit seinen 120 Fuß Höhe hätte auch für den Tempel von Baʿalbek gepaßt. Vgl. über Neros Verhältnis zu Helios die Arbeit meines Schülers Karl Müller, Die Epigramme des Antiphilos von Byzanz (Neue Deutsche Forschungen, Abt. Klass. Philol. 2), 1935, S. 15—18 und Epigr. 30, S. 74 (= Anth. Pal. IX 178). Im Jahr 60 hat Nero dem Sieger im Osten, Domitius Corbulo, auch die Provinz Syrien übertragen, den Triumph über den Osten feierte er selbst"

Palmyra

Die Erkenntnis von Palmyras Kultur- und Religionsgeschichte hat Henri Seyrig, dessen Beiträgen zur „Syria" — vor allem „La triade Héliopolitaine et les temples de Baalbek", 1929 und „Antiquités syriennes" 1—32, 1931—1940 — die Klärung so vieler Fragen der syrischen Archäologie und Religion, besonders auch im Hinblick auf Baʿalbek und Palmyra zu danken ist, mit den jetzt in „Syria" 21, 1940, S. 277—337 erschienenen, „Ornamenta Palmyrena antiquiora" und „Remarques sur la civilisation de Palmyre" überschriebenen Stücken 33 und 34 der „Antiquités" wesentlich gefördert. Auf die Ergebnisse neuer Ausgrabungen im Hofe des Bel-Tempels, die hier Architekturstücke und Inschriften aus der Mitte des 1. Jh. v. Chr. zutage gebracht haben, gestützt, zeigt er, daß das Palmyra des 1. Jh. v. Chr. ganz nach Osten, nach dem Partherreich hin orientiert war und aus ihm, vornehmlich aus seiner Hauptstadt Seleucia am Tigris, künstlerische und religiöse Anregungen erfahren, auf diesem Umweg auch manches hellenistische Gut erhalten und daß es sich erst seit der zu Anfang des 1. Jh. n. Chr. beginnenden Berührung mit den Römern mehr dem Westen geöffnet hat — Beobachtungen, die man einmal mit dem ähnlichen und doch auch wieder andersartigen Schicksal des weiter östlich gelegenen Dura vergleichen müßte. An Einzelheiten aus der Fülle des von Seyrig Gebotenen mag wenigstens dreierlei herausgehoben werden. Unter den im Vorhof des Bel-Tempels gefundenen neuen Inschriften befindet sich auch eine von Priestern des Bel herrührende Weihung aus dem Jahre 44 v.Chr., eine Inschrift also, die 11 Jahre älter ist denn die bisher als älteste palmyrenische geltende, die aus Dura vom Jahre 33 v. Chr., von der T. K., S. 127 die Rede war. Zu den bereits bekannten palmyrenischen Gottheiten fügen die neuen Inschriften zusammen mit Tesserä, deren von Seyrig in Gemeinschaft mit Harald Ingholt geplante Veröffentlichung trotz allem hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läßt, eine Reihe weiterer hinzu, so daß ihre Gesamtzahl nun etwa 40 beträgt. Zu den neuen gehören der westsemitisch oder wie eine babylonisch-westsemitische Kreuzung aussehende Belḥammōn, der babylonische Nergal und die iranische Anahīta. Das Einströmen arabischer Gottheiten in das Palmyra des 2. Jh. n. Chr. und ihre bildliche Wiedergabe als griechische Gestalten wird recht anschaulich an einem schon länger in Paris befindlichen, aber erst jetzt veröffentlichten fragmentarischen Relief von 36 cm Höhe und ursprünglich 41 cm Breite, das Allath (T. K., S. 95f.) als Athena mit Helm auf dem Haupt, Lanze in der Rechten, Schild an der linken Seite vorführt und — so sicher zu ergänzen — zu ihrer Linken Schams (T. K., S. 101) als Helios mit Strahlenkrone und langem Gewand gezeigt hat (Syria 21, S. 327, Fig. 35).

Auch über die Ausbreitung des Kultes der palmyrenischen Götter, voran des Bel, ihres Hauptes, über das ganze römische Reich hin (T. K., S. 70. 88) liegt wenigstens ein sehr bedeutsames neues Zeugnis vor. Levi della Vida hat nämlich in der Dussaud-Festschrift (Mélanges Syriens II, 1939, S. 883—886) eine dem Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. angehörende Altar-Inschrift aus Kos veröffentlicht, die zeigt, daß die Palmyrener — wahrscheinlich, wie der Herausgeber wohl mit Recht vermutet, als Erben der damals infolge der Vernichtung ihrer politischen Selbständigkeit durch Trajan ihrer Handelsbeziehungen beraubten Nabatäer, von deren Bedeutung für Kos die unter „Gerasa" mitgeteilte nabatäisch-griechische Inschrift Kunde gab — auch mit Kos kommerzielle und kultische Verbindungen unterhalten haben; denn auch hier werden es Handelsinteressen gewesen sein, die den Stifter des Altars nach Kos gezogen haben. Die Inschrift lautet:

[רב]אל בר חירן
[ל]ביל תדמריא
וירחבל ועגלבול
די אקים עלתא
Ραββηλ Αιρανου θεῶι Βήλω⟨ι⟩ εὐχήν.

Der Altar ist also der wohlbekannten Trias Bel, Jarḥibol und ʿAglibol (T. K., S. 83—90) geweiht. Daß der griechische Teil der Inschrift Jarḥibol und ʿAglibol unberücksichtigt läßt und nur — statt des gewöhnlicheren Ζεὺς Βῆλος oder Βῆλος wie die Inschrift aus Dura Preliminar. Rep. VII, S. 320 Nr. 917 (Βῆλος θεός) — θεὸς Βῆλος nennt, muß doch wohl aus der jener Trias zugrunde liegenden starken monotheistischen Tendenz heraus verstanden werden, für die es auch sonst an Belegen nicht mangelt (T. K., S. 92). Weiter fehlt im griechischen Teil die vom palmyrenischen gebotene Bezeichnung Bels als des palmyrenischen. Der Herausgeber möchte dafür die Beschränktheit des für den griechischen Teil gedachten Raumes verantwortlich machen. Aber die seiner Veröffentlichung beigegebene Photographie des die Inschrift tragenden Altars zeigt, daß tatsächlich Platz genug vorhanden gewesen wäre, und der Fall, daß wohl der palmyrenische Teil einer Inschrift dem Gott die Heimatsbezeichnung beigibt, die Übersetzung aber nicht, kehrt auf dem bekannten Altar aus Rom, der T. K., Taf. X, abgebildet und dessen Beschriftung dort S. 88 besprochen wird, wieder. Der palmyrenische Text beginnt hier: „Dieser Altar dem Malakbel und den Göttern Palmyras", der lateinische: „Dem heiligen Sonnengott". Darin aber kann Levi della Vida recht haben, daß die Hinzufügung von „der palmyrenische" zu Bel dasselbe besagen soll, wie das πατρῷος in dem Βῆλος πατρῷος dreier ebenfalls nicht aus Palmyra selbst, sondern aus der Fremde, nämlich aus Rom und aus Ḥoms, herrührender Inschriften, nämlich die enge Verbindung des in der Ferne weilenden Stifters mit seiner Vaterstadt unterstreichen will. Da indes, was immerhin auffällig ist, die Bezeichnung als „palmyrenisch" nur dem Bel, nicht auch dem Jarḥibol und dem ʿAglibol beigegeben ist, wäre doch vielleicht wenigstens zu erwägen, ob diese Beifügung unseren Bel nicht von einem anderen, und dann natürlich von dem babylonischen oder dem ihm angeglichenen Ahuramazda unterscheiden soll.

Dura

Was Dura angeht, so rückt die von A.-R. Bellinger und E.-T. Newell in ihrem Aufsatz „A Seleucid Mint at Dura-Europos" (Syria, 21, 1940, S. 77—81) als wahrscheinlich nachgewiesene Tatsache, daß sich unter den in Dura zutage gekommenen Seleucidischen Bronzemünzen aus der Zeit des Antiochus I. Soter (280—261 v. Chr.) auch solche befinden, die offenbar in Dura selbst geschlagen sind, die Anfänge der hellenistischen Stadt (T. K., S. 108) in neue Beleuchtung. Weiter ist nachzutragen, daß die T. K., S. 122, Anm. 8, erwähnte Inschrift, die Schams, den Sonnengott, als mit im Atargatistempel verehrt nachweist, in Syria 19, 1938, S. 147—152 von Comte Mesnil du Buisson veröffentlicht worden ist. Es handelt sich um eine aramäisch-griechische Bilinguis, die שמש אלהא bzw. θεὸς Ἥλιος als Empfänger der betreffenden Weihung nennt. Vor allem aber verdient ein nur durch drei Inschriften bezeugter Kult, auf den P. Koschaker in seiner gehaltvollen Anzeige des VII. Bandes der Vorläufigen Berichte über die Ausgrabungen von Dura (OLZ. 44, 1941, Sp. 271—275) besonders hingewiesen hat, eine etwas genauere Betrachtung.

Wie Preliminar. Rep. VII, S. 128—134 und Taf. LI unter Mitteilung, Erklärung und Abbildung der Inschriften von C. B. Welles näher dargelegt wird, ist ein auf seiner Vorder- und auf seiner Rückseite mit je einer Inschrift bedeckter Gipsstein von 25 cm Breite, 38 cm Höhe und 6 cm Dicke dicht beim Mithräum (T. K., S. 110 : 8) und ein nur einseitig beschriebener zweiter von 26 cm Breite, 30 cm Höhe und 6 cm Dicke im Mithräum selbst gefunden worden. Die auf der Vorderseite des ersten stehende, nicht datierte, aber, weil von dem Vater des auf der Rückseite mit Datumsangabe genannten Sohnes herrührend, mit einiger Sicherheit um 90 n. Chr. ansetzbare Inschrift besagt, daß Epinikos, Herold und Priester des Gottes (τοῦ θεοῦ), diesen Tempel (τὸν ναὸν τοῦτο⟨ν⟩) Gott (θεῶι) für sein und seiner Kinder Heil errichtet und mit Bildern ausgemalt habe. Auf der Rückseite des Steins aber teilt Alexander, der Sohn des Epinikos, im Jahre 116/17 n. Chr. mit, daß er den von seinem Vater vor langer Zeit errichteten Tempel erneuert und vergrößert, auch an Stelle der von den Römern fortgenommenen alten Tore neue angefertigt und weitere „äußere" hinzugefügt habe. Am Schluß erbittet er dafür mit diesen Worten die Anerkennung seines Gottes: „Es möge im Gedächtnis bleiben Ammaios oder Alexander, Priester des Gottes und Herold der Stadt, bei eben diesem Gott (μνησ[θῆι] Ἀμμαῖος ὁ αὐτὸς Ἀ[λέ]ξανδρος ἱερεὺς [τοῦ] θεοῦ καὶ κήρυξ τῆ[ς πόλε]ως πρὸς τὸν αὐ[τὸν θεόν])". Auf dem im Mithräum gefundenen Stein schließlich berichtet Alexander, der Sohn des Epinikos, daß er zwei Jahre später, 118/19 n. Chr., den Tempel für Gott (θεῷ) noch erweitert habe.

Unter Übergehung der durch die Erwähnung des Abzuges der Römer (T. K., S. 109) in der zweiten Inschrift veranlaßten lebhaften Erörterung der Frage, wer für die Räumung

der Stadt verantwortlich sei, Trajan oder Hadrian, unter Vernachlässigung auch der die Lage des doch jedenfalls in der Nähe des Mithräum zu suchenden Tempels oder Tempelchens sowie seine Bauart und seine Baugeschichte angehenden Probleme soll hier nur von dem Gott die Rede sein, dem das Heiligtum geweiht war. Der Name Ammaios, den der zweite Stifter neben dem griechischen Alexander trägt, ist, wie mit Recht meistens angenommen wird, wohl sicher Transkription eines semitischen Namens, sei es nun des arabischen 'Umaija (vgl. Littmann a. a. O., Sp. 506), sei es eines nicht bezeugten, aber leicht anzunehmenden aramäischen Hypokoristikons עַמִּי (vgl. Welles und C. C. Torrey in Preliminar. Rep. VII, S. 130. 445), eine Annahme, die auch durch das semitisierende Griechisch der Inschriften, namentlich der zweiten, nahegelegt wird. Sind die Stifter Semiten, dann wird auch wohl der Gott semitisch sein. Das ist auch die übliche Auffassung. Aber auf die nähere Bestimmung des Gottes glaubt man doch verzichten zu müssen und über so allgemeine Aussagen wie diese: „Ein lokaler Ba'al-Zeus von der Art, wie man sie gemeinhin in Dura und sonst in semitischen Landen findet, vielleicht der besondere Patron der Familie des Epinikos" — so C. B. Welles a. a. O., S. 130 — nicht hinauskommen zu können. Indes läßt die ganz ungewöhnliche Tatsache, daß der Gott immer mit ὁ θεός oder θεός bezeichnet wird, wie es scheint, seine genauere Bestimmung zu. Diese Benennung eines Gottes mit bloßem (ὁ) θεός stellt sich nämlich der mit bloßem aramäischen *'lh'* auf einer im Tempel der beiden Gad gefundenen Stele (T. K., S. 122) an die Seite und könnte mit dieser so verstanden werden, daß sie Allah gilt, wie denn nach Ausweis altnordarabischer Inschriften (T. K., S. 144. 26) dieses „Allah" für die Zeit unserer drei Inschriften längst als eigennamartig gebrauchte Gottesbezeichnung bezeugt ist und als solche auch wohl in dem Personennamen אושלהי Αυσαλλας „Gabe Allahs" der unter „Gerasa" mitgeteilten nabatäisch-griechischen Bilinguis aus Kos enthalten ist. Als sicher auf die Zeit um 100 n. Chr. datierbares Zeugnis für den Kultus dieses Allah verdient dann das offenbar sehr bescheidene Heiligtum, von dem unsere drei Inschriften Kunde geben, doch besondere Beachtung.

Besprechungen.

Allgemeines.

Danthine, Hélène: Le Palmier-Dattier et les Arbres Sacrés dans l'Iconographie de l'Asie occidentale ancienne. Texte (278 S.); Album (11 S., 206 Taf.) 4° = Haut-Commissariat de la République Française en Syrie et au Liban, Service des Antiquités, Biblioth. Archéol. et Hist. Tome XXV. Paris: P. Geuthner 1937. Fr. 300—. Bespr. von Fr. W. Frh. von Bissing, Oberaudorf am Inn.

Man darf der Universität Lüttich und der Verf. der unter den Veröffentlichungen des französischen Haut-Commissariat en Syrie et au Liban erschienenen Arbeit Glück wünschen zu dieser umfassenden, methodisch ausgezeichneten und mit besonnener und zurückhaltender Kritik geleiteten Untersuchung aller Denkmäler, die sich auf den sog. Heiligen Baum in der Vorderasiatischen Kunst beziehen. Die Verf. hat sie in eine Reihe großer Abschnitte gegliedert: auf eine Einleitung, die den Plan des Werkes und seine Grundgedanken klar und schlicht entwickelt, und in der sie allen denen den geziemenden Dank ausspricht, deren Unterstützung sie genossen hat, folgt ein botanisches Kapitel, das zusammenstellt, was wir von den Dattelpalmen im allgemeinen wissen, von ihrer keineswegs gesicherten Herkunft (was Dr. Keimer S. 214 beigetragen hat, bestätigt in anspruchsvoller Form nur unsere unzureichenden Kenntnisse), ihrer Veredelung und Aufzucht, ihrer gewerblichen Verwendung. Genauer geht Frl. D. noch auf Vorderasien ein. Ägypten hat sie etwas vernachlässigt, wie die seltsame Behauptung S. 210 zeigt, es scheine, als habe man in Ägypten die Palme kaum vor dem Neuen Reich gezogen,was in Widerspruch zu ihren eigenen Bemerkungen S. 176ff. mit allerdings manchen Mißdeutungen steht; die Palmensäulen und -decken des Alten und Mittleren Reichs, die Darstellung von Palmen aus diesem Zeitraum, die Verwendung des Palmbastes zu Körben usw. scheinen ihr so gut wie unbekannt geblieben. Das zweite Kapitel ist étude formelle des arbres et des plantes überschrieben. Hier handelt sie zuerst von der Dattelpalme und den verwandten heiligen Bäumen, veranschaulicht gut den Unterschied zwischen Palmen und Nymphaeen auch dort, wo sie im Umriß sich ähneln und daher zu Irrtümern in der Bestimmung Anlaß gegeben haben (S. 46 mit Bezug auf gewisse Palmetten); in Kürze geht sie die Bilder anderer Pflanzen durch. In diesem Abschnitt ordnet sie ihr Material chronologisch, was sie sonst aus Gründen, die man gelten lassen kann, ablehnt. Ich hätte dann nur gewünscht, daß zu den einzelnen Bildern im Atlas eine kurze Altersangabe, etwa wie in Webers Siegelbildern, gesetzt worden wäre. Wer nicht ohnehin Bescheid weiß, muß sich die nötigen Kenntnisse ziemlich mühsam aus dem Tafelverzeichnis holen. Das dritte Kapitel, die Darstellungen, ergänzt die Darlegungen des zweiten und zer-

fällt in einzelne Abhandlungen, z. B. über die Deutung der Genien, die in der einen Hand eine Frucht, in der anderen eine Art Eimer halten. Tylor hatte darin den Akt der künstlichen Befruchtung der Palme gesehen, und diese Deutung mag in einigen Fällen zutreffen, aber sie kann, zumal in der ihr durch v. Luschans populäre Schrift über die ionische Säule gegebenen Form nicht allgemeine Geltung haben. Frl. D. betont hier wie sonst mit vollem Recht, daß die besondere Auslegung im einzelnen Falle bei den orientalischen Symbolen wechseln kann — das gilt auch von der geflügelten Sonnenscheibe —, daß gemeinsam aber ist der Begriff des Schutzes und der Abwehr des Übels, der Heiligkeit. Für unsere allzu logische Denkweise ist hier alles im Fluß: wie, nach Frl. D.s überzeugenden Nachweisen, ein allmählicher Übergang von der wirklichen, allen Gebilden mehr oder minder zugrundeliegenden Dattelpalme zu den völlig unwirklichen Bildungen der heiligen Bäume, die Anfangs des 2. Jahrt. häufiger werden, um dann in der assyrischen Kunst des 1. Jahrt. zu herrschen, sich verfolgen läßt, so bleibt auch die Beziehung des wirklichen wie des unwirklichen Baumes zu bestimmten Gottheiten völlig unbestimmt. Ich bin hier sogar geneigt, einen Schritt weiter zu gehen als die Verf. Sie leugnet keineswegs das Vorkommen von Pflanzen als landschaftlichem Element (S. 85ff.), aber sie möchte es möglichst beschränken; sie mißverkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich einer sicheren Erklärung der Szenen, in denen Bäume sich finden, als Kultszenen, entgegenstellen. Bei der Gewissenhaftigkeit der Verf. gibt sie hier, wie sonst selbst alle Einwände an, die sich aufdrängen, und ich brauche darum meine Zweifel, in dem einen oder anderen Falle, nicht hervorzuheben. Fragen möchte ich nur, ob bei Darstellungen wie den Zylindern 673f., 677, 689f. und anderen entsprechenden, der Gott nicht einfach als im Schatten des Baumes sitzend zu denken ist, des wohltätigen Schattens, den der Südländer ganz anders als wir Kinder des Nordens als Gottgegeben, Heilig empfindet? Und noch auf ein Zweites, Grundsätzliches möchte ich hinweisen, das, wie ich glaube, bei der Ausgestaltung der künstlichen Gebilde doch sehr mitgesprochen hat: den ornamentalen Zug der mesopotamischen Kunst, der, um der als schön empfundenen Linie willen, ausgestaltet, verstümmelt, zusammenfaßt oder auseinanderzieht, ohne den Maßstab der Wirklichkeit anzulegen. Man darf vielleicht sogar sagen, daß mindestens nach der Djemdetnasrzeit der vorderasiatische Künstler von einer Darstellung, die nicht rein geschichtlichen Inhalts ist, am befriedigtsten ist, je unwirklicher, an der Natur gemessen, sie erscheint.

Ich stimme Frl. D. bei, wenn sie die Bezeichnung Lebensbaum ablehnt, wenn sie zur Deutung der Genien mit dem Eimer und der Frucht, mit der übergezogenen Fischhaut die Texte von den „Sieben Weisen" heranzieht (S. 117ff.), eine engere Verbindung zwischen unseren Heiligen Bäumen und den Aschera oder Masseben ablehnt (S. 140ff.), ebenso eine Deutung unserer Bilder vom Gilgameschepos oder den Texten vom Baum von Eridu oder ähnlichen her (S. 148ff.), und S. 152f. das Ergebnis ihrer analytischen und kritischen Untersuchungen dahin zusammenfaßt, der heilige Baum, alle Denkmäler einmal zusammengenommen, sei ein Fruchtbarkeits- und Reichtumssymbol, das mehr und mehr zum Schutzsymbol geworden sei. Wenn gelegentlich der Granatapfel sich mit ihm verbände, so liege das eben auf dieser Linie, denn der Granatapfel ist ein Symbol solcher Fruchtbarkeit. Ich möchte nur bezweifeln, ob man gut tut, das Atlas Fig. 23 wiedergegebene, wohl sehr späte phoinikische Graffitto heranzuziehen, das neben einer naturalistischen Palme, etwas höher, ein Dreieck zeigt, über dem sich, giebelförmig, zwei Zweige erheben. Wer in Renans Mission de Phénicie S. 647ff. die Beschreibung der Grotte von Vastha liest, wird zur Überzeugung kommen, daß es sich hier um Graffitti frühestens ptolemaiischer Zeit handelt; Bäume oder Zweige im Zusammenhang mit den Dreiecken treten wiederholt auf, ob diese dreieckigen Gebilde wirklich die vulva darstellen, scheint mir nicht erwiesen, ebensowenig, daß die Grotten der Prostitution dienten. Für völlig unsicher halte ich Frankforts Behauptung (die Frl. D. S. 163 selbst einschränkt), der Baum auf dem Tontäfelchen von Chafadschi (Atlas Fig. 570; vgl. S. 158, auch S. 56, 110) trage eine Götterkrone, und ebenso scheint mir das letzte Wort über die Auslegung des „schwarzen Steins Assarhaddons", Atlas Fig. 28 unsicher: betet der König zu dem in einer Nische? des Schreines sichtbar werdenden Heiligen — Baum oder vielmehr zu der Götterkrone, die über dem schreinartigen Postament sich erhebt? Auch die übrigens mit Zurückhaltung vorgetragene Deutung der Vasenscherbe aus Palaestina (Atlas Fig. 590) durch den Père Vincent (Syria V. Taf. 24, 1, S. 106f.) unter Heranziehung einer a. a. O. Taf. 24 (sic), 2 abgebildeten Scherbe aus Susa will mich nicht überzeugen; ich wüßte nicht, daß Wasser jemals so, gänzlich wider die Natur, aus der Krone eines Baumes hervorkäme.

Wir sind damit schon in die Kap. IV und V gekommen, les dieux de végétation et les porteurs de rameaux und les interprétations, die die Darlegungen des dritten Kapitels erweitern und ergänzen. Im Kapitel V handelt die Verf. von dem heiligen Baum in seinen Beziehungen zu Ägypten, Kypros und der ägäischen Welt. Nach einem geschichtlichen Überblick geht Frl. Danthine eine Anzahl Darstellungen auf ägäischen Denkmälern durch.

Hier fühlt man deutlich, daß ihr auf ägyptologischem Gebiet die nötige Schulung und Anleitung gefehlt hat, sonst hätte sie z. B. auf dem „Hyksosskarabaeus", Fig. 932, das nicht seltene Motiv der zwei gegenständig angeordneten Papyri erkannt, statt es zur Palme zu stempeln. Mit den Bildern der Affen neben Palmen, die in Ägypten durchaus naturalistisch gemeint sind, hat das gar nichts zu

tun. Ich glaube auch nicht, daß man den Skarabaeus 935 aus dem Skarabaeus 934 erklären kann: zugegeben, hier wären mit den Klößen unter der Palme Krokodile gemeint — was mir nach dem Umriß der Klöße wie ihrer Zusammenstellung mit der Palme fraglich bleibt — Alan Rowe, a catal. of Eg. Scarabs etc. in the Palestine arch. Museum Taf. XV, 601 hat als wirklich Unterrichteter das Bild (S. 144) erklärt als Conventional Hathor-headed sistrum (called tree? by the excavators) with a uraeus attached to the bottom of the handle on either side". Frl. Danthine scheint von den ägyptologischen belgischen Autoritäten auf dies 1936 erschienene ausgezeichnete Buch nicht hingewiesen worden zu sein. Der ganze Abschnitt über Ägypten bedarf einer Neubearbeitung; die Zweige auf den Booten(Fig. 938), deren schattengebenden Zweck Capart ganz richtig erkannt hat, sind sicher nicht Palmwedel, die dazu wenig geeignet sind, sondern Sykomorenzweige. Mit Recht bezweifelt die Verf.n einen Baumkult im engeren Sinn für Ägypten; dort nahm nur die Gottheit im Baum Wohnung und als solche waren Bäume heilig. Gärten und Haine liebte man am Grabtempel wie am Göttertempel, aber mit Baumkult hat das nichts zu tun. Die rein afrikanische Szene auf den frühen Schminkpaletten (Fig. 942f.) der zwei Giraffen an einer Palme hat keinerlei Beziehungen zum Kult der Palme; die Giraffe, höchstwahrscheinlich das Urbild des Sethtieres, muß, wie andere Bilder auf den Paletten, übelabwehrende Kraft haben. Daß Ranke (und ihm folgend Frl. D.) Recht tun, das Heidelberger Relief, Abb. 952, nicht als Anbetung der Palme zu erklären, zeigt die von Frl. D. vielleicht nicht erkannte Klagegeste des Mannes 1. Gar nichts mit Baumkult hat die Vorstellung zu tun, nach der die Götter den unsterblichen Namen des Königs auf Blättern der lebenden Persea eintragen (S. 179). Dr. Keimer kann ich nur beistimmen, wenn er Frl. D. schrieb, die symbolische Bedeutung der Palme ist so gut wie Null, und diese tut Recht, wenn sie darin einen bezeichnenden Unterschied zwischen Ägypten und Mesopotamien sieht.

Die Verf. handelt nun, im ganzen verständig, von Lotos und Lilie. Die Nymphaea kam aus Ägypten im 2. Jahrt. in die assyrische Kunst, möglicherweise vermittelt durch Syrien. Was nun Frl. D. über die Ursprünge der sog. phoinikischen Palmette sagt, zeigt, daß ihr weder meine Ausführungen in meinem Vortrag über die Stellung der ägäischen Kunst im Kunstleben der Völker, noch, was ihr noch nützlicher gewesen wäre, mein Aufsatz in den St. Etr. II, S. 19ff. bekannt geworden sind. Dort hätte sie gesehen, wie es keineswegs an Vorstufen innerhalb der ägyptischen Kunst für die Bildungen der El Amarnazeit fehlt, vielmehr solche schon zu Beginn der XVIII. Dyn. in voller Entwicklung vorliegen, wie denn die Goldschale von Ras Schamra, von der Abb. 1133 leider eine sehr unzureichende Vorstellung gibt, selber von ägyptischen Vorbildern abhängen dürfte. Es ist bedauerlich, daß die ganz oberflächliche und unzureichende, wenn auch als Materialsammlung brauchbare Arbeit Montets (s. S. 169, Anm. 5) ihr offenbar als Hauptquelle gedient hat.

Auf den die Beziehungen zur ägäischen Welt zusammenfassenden Seiten fühlt man deutlich, daß die Verf. die Last der Beweisführung nicht auf eigenen Schultern trägt: sie hätte sonst kaum das kleine Elfenbeinrelief aus Ras Schamra (Abb. 892) als das schönste Elfenbein mykenischen Stils bezeichnet, wäre wohl kaum an dem höchst merkwürdigen, aus einem Grab in der Stadt Mykene stammenden Elfenbeinrelief vorbeigegangen, das zuerst Stais, Coll. Myc. Musée Nat. d'Athènes (1909) S. 116f. bekannt gemacht hat. Ich will Frl. D. nicht in die Einzelheiten dieses Kapitels folgen, weil es im Grunde für ihre These wenig ergibt, und sie, wo ihre Kenntnisse ausreichen, auch hier ihr gesundes Urteil nicht verleugnet. Hier kommt auch der Einfluß des dekorativen Empfindens besser zu seinem Recht; andererseits wird die Zusammenstellung der Palmenbilder und ihrer formalen Entwicklung denen willkommen sein, die über kretisch-mykenische Ornamentik arbeiten. Wie unsicher die Deutung vieler Pflanzen in diesem Denkmälerkreis ist, betont die Verf.n wiederholt. Daß die Bilder der Dattelpalme eine gewisse Unabhängigkeit sowohl von Ägypten wie von Vorderasien zeigen, ist richtig; wieweit demnach die Kreter die Palme zuerst durch Vermittlung der Ägypter, und ob nicht vielmehr der Syrer, kennengelernt haben, ist zunächst nicht zu entscheiden, darin hat Frl. D. Recht, ebenso darin, Contenaus Meinung entgegenzutreten, nach der der Heilige Baum der Assyrer von der um Spiralen bereicherten mykenischen Palmette abstamme, oder die Szene, Abb. 1006, auf der Gemme von Vaphio nicht mit dem Bild der assyrischen Genien am Heiligen Baum zu verbinden. Mag es auf ägäischen Denkmälern heilige Bäume und Pfeiler geben, sicher ist, daß die Palme niemals in einer ägäischen Baumkultszene auftritt. Vorderasiatische Einflüsse auf die ägäische Kunst sind kaum nachweisbar und gehen jedenfalls niemals in die Tiefe. Stärker asiatisch, syro-phoinikisch beeinflußt erweist sich Kypros.

Die Verf.n hat das Material für die Insel umsichtig gesammelt, den phoinikischen, von Dussaud, wie ich meine mit Unrecht als kyprisch angesprochenen Metallschalen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt; ich glaube ihre Ausführungen hätten gewonnen, wenn sie diese Denkmäler in den syrisch-phoinikischen Kreis eingereiht hätte und Cunzes Kretische Bronzereliefs hier und sonst eingesehen hätte. Zu der Darstellung Abb. 1093 möchte ich fragen, ob der Gegenstand, den der Opfernde trägt, nicht eher eine der bekannten Kupferplatten in Tierhautform als ein Weinschlauch sei? Gerade für Kypros ist diese Barrenform bezeugt. Nach S. 206f. könnte man der Meinung sein, die Verf.n betrachte die Palmetten des Typus Abb. 1098 als spezifisch kyprisch, wo er seit der Mitte des zweiten Jahrtsd. festzustellen sei. Allein unter den Abb. 962ff. wieder-

gegebenen Formen aus El Amarna, also aus der ersten Hälfte des XIV. Jh. findet er sich regelmäßig, und aus der Sp. 445 genannten Arbeit von mir hätte sie ersehen, daß diese Palmette in Ägypten bereits Anfang der XVIII. Dyn., um 1500 spätestens, bekannt war, ihr ägyptischer Ursprung also sehr wahrscheinlich ist. Enkomi gehört zudem zu den kyprischen Fundorten, die engere Beziehungen zu Ägypten haben. Wohl zu unterscheiden von diesem Typus ist die phoinikisch-kyprische Palmette völlig ornamentalen, fast unvegetabilischen Charakters, die dann vor allem auch in der italischen Kunst fortlebt. Bei ihr faßt eine Doppelvolute die eigentliche Palmette ein. Man wird Frl. D. zugeben, daß sich zuerst auf vorderasiatischen Denkmälern des Kerkuk- und Tell Halafkreises im II. Jahrtsd. ihre einzelnen Elemente finden, aber auch in Ägypten auf den St. Etr. II S. 23 zusammengestellten Denkmälern, und zwar mindestens gleichzeitig. Kypros hat sich das ägyptische und vorderasiatische Gut zu eigen gemacht, in besonderer Weise verbunden, und ihm ein langes Leben gesichert auch im Formenschatz der europäischen orientalisierenden Stile.

In einem „Schlußfolgerungen" überschriebenen Abschnitt faßt Frl. D. übersichtlich zusammen, was ihr das Bestimmende in der Entwicklung der Darstellungen des Heiligen Baumes und bei deren Deutung scheint; ich hebe drei Feststellungen hervor: die unorganische Form des Heiligen Baumes, bei der er aus übereinander gesetzten pflanzlichen, nicht miteinander innerlich verbundenen Elementen besteht, ist phoinikisch (vorangegangen, füge ich hinzu, war die ägyptische Kunst). In der vorderasiatischen Kunst spiegelt sich weniger ein eigentlicher Baumkult, als im allgemeinen der Kult der Fruchtbarkeit und Zeugungsfähigkeit wieder. Bei der künstlerischen Gestaltung der Heiligen Bäume wiegen zwar religiöse und magische Einflüsse vor, aber das der orientalischen Kunst eigene Streben nach Gleichgewicht und Harmonie macht sich doch auch mehrfach geltend; ich habe schon angedeutet, daß ich seine Einwirkung höher einzuschätzen geneigt bin. Die namentlich auf dem vorderasiatischen Gebiet hervorragenden bibliographischen Kenntnisse der Verf.n haben ihr gestattet, außer den Angaben in den Anmerkungen und den Quellennachweisen im Tafelverzeichnis auch eine sachlich geordnete Bibliographie beizugeben, die jeder Forscher dankbar benutzen wird. Ein besonderer Index weist die Stellen nach, an denen die im Atlas abgebildeten Denkmäler besprochen oder auch nur erwähnt sind. Der Atlas selbst erhebt keinen Anspruch darauf, kunstgeschichtlichen Anforderungen zu genügen; dazu wird man auf die Originalveröffentlichungen zurückgreifen müssen. Aber er gibt eine, zuweilen vielleicht etwas eigenwillig geordnete Typenübersicht, macht eine ganze Anzahl bisher unveröffentlichter Stücke erstmals bekannt (diese z. T. in oft gut gelungenem Lichtdruck), und wird jedem Arbeiter auf dem Gebiet der altorientalischen Kunst-, Religions- oder Kulturgeschichte die besten Dienste tun. Wer Frl. Danthines Leistung mit der gleichzeitig erschienenen, völlig unbrauchbaren Arbeit von Frl. N. Perrot, Les représentationes de l'arbre sacré sur les monuments de Mésopotamie et d'Élam vergleicht, wird ihr erst voll gerecht werden.

Oehlke, Waldemar: **Sechzig Reisejahre eines Danzigers durch die Welt und um die Erde.** Danzig: A. W. Kafemann [1940]. (265 S., 8 Taf.) 8°. Geb. RM 5.50. Bespr. von Helmuth Scheel, Berlin.

Der bekannte Literaturhistoriker und Lessing-Biograph beschreibt in anregender und lebendiger Weise die Geschichte seines Lebens, wie er, der gebürtige Danziger, durch Elternhaus, Schule und Universität zum Vorkämpfer für das Deutschtum erzogen wurde, zum schärfsten Gegner des polnischen Einflusses. Der Bericht über seine Lehrtätigkeit an den Hochschulen in China und Japan, die in schwere Nachkriegszeit fiel, enthält vielerlei Beobachtungen über die Landesverhältnisse, die auch dem Orientalisten manches Neue bieten werden. Die Beziehungen des Verf. zu großen Zeitgenossen (Roethe, Max Halbe, von Zwehl u. a.) werden den Leser interessieren. Manche humoristische Note würzt den Inhalt. Das Buch ist das Bekenntnis eines aufrechten Deutschen, der sein Leben dem Kampf für sein Vaterland gewidmet hat. Es gehört ohne Zweifel zu den schönsten Büchern der letzten Jahre.

Ägyptologie.

Montet, Pierre: **Les reliques de l'art syrien dans l'Egypte du nouvel Empire.** Paris 1937 = Publication de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, fascicule 76. Bespr. von Hermann Ranke, Philadelphia.[1]

Soviel in den letzten Jahrzehnten von kretisch-mykenischer Kunst und ihrem Verhältnis zur ägyptischen, von Anregungen und Beeinflussungen herüber und hinüber, geschrieben und diskutiert worden ist, so wenig ist in diesem Zusammenhang bisher von der Kunst der syrischen Städte die Rede gewesen, die in der Zeit des Neuen Reichs politisch zu Ägypten gehörten, aber schon mehr als ein Jahrtausend früher in mannigfacher Beziehung zu Ägypten gestanden haben. Und beobachtete man, beson-

1) Die Anzeige dieser Arbeit ist durch meine mannigfache Inanspruchnahme während der letzten beiden Jahre leider über Gebühr verzögert worden.

ders in der Kunst des Neuen Reiches, Veränderungen, die auf Einwirkungen von außen zu weisen schienen, so war man schnell geneigt, diese Einflüsse auf die kretisch-mykenische Welt zurückzuführen, ohne auch nur zu erwägen, ob nicht das Ägypten viel inniger verbundene Syrien hier in Betracht kommen könne. Das hatte seinen Grund vor allem darin, daß die kretisch-mykenische Kunst durch eine Fülle von Zeugnissen aller Art aus ihrer eigenen Heimat bekannt geworden war, während der Boden Syriens lange Zeit hindurch so gut wie nichts als Kunsterzeugnisse dieses Landes hergegeben hatte. Seit einer Reihe von Jahren ist das anders geworden. Durch die Ausgrabungen vor allem in Byblos und in Ras Schamra, aber auch an anderen Stellen Syriens und Palästinas sind wir jetzt auch für die Kunst Syriens in den Besitz anschaulichen Materials gekommen, und es ist mit großem Dank zu begrüßen, wenn ein Ägyptologe wie P. Montet, der selbst an den Grabungen in Byblos an leitender Stelle beteiligt war, sich der Mühe unterzogen hat, einer künftigen Darstellung der syrischen Kunst und ihres Verhältnisses zur ägyptischen dadurch vorzuarbeiten, daß er zusammenfaßt, was von Ägypten her über Erzeugnisse dieser Kunst bekannt geworden ist. Daß er sich dabei zunächst auf das Neue Reich beschränkt, ist in dem vorhandenen Material begründet.

Freilich ist das Wort „Kunst" hier sofort einzuschränken. Von Werken der großen Kunst Syriens ist uns aus Ägypten weder ein Original noch eine zeichnerische Wiedergabe bekannt geworden. So wichtig die Erwähnungen von syrischen Statuen — z. B. der mit Gold verzierten Ebenholzstatue des Fürsten von Kadesch, mit einem Kopf aus Lapislazuli — an sich sind, so wenig können wir uns doch aus den in Syrien selbst gefundenen ein genaueres Bild vom Aussehen dieser kostbaren Königsstatuen oder -statuetten machen. Um was es sich hier vielmehr handelt, sind ausschließlich Erzeugnisse des syrischen Kunstgewerbes.

Montet gliedert seine Arbeit in sechs Kapitel. Das erste (S. 5—30) enthält eine Aufzählung der ägyptischen Darstellungen, die sich auf die Kriege in Syrien und die syrische Beute beziehen, samt ihren Beischriften. Im zweiten Kapitel (S. 31—72) werden die von ägyptischen Künstlern wiedergegebenen und in ägyptischen Inschriften erwähnten Gegenstände syrischer Herkunft nach bestimmten Gruppen geordnet: Waffen[1], Kleidung und Schmuck, Krummstäbe mit Menschenköpfen[1], Gefäße aus Ton und Metall[2], Statuen[3] und Hausgerät. Das dritte Kapitel (S. 73—116) behandelt die an diesen Gegenständen sich findenden pflanzlichen (Lotus, Papyrus, Palmette, Chrysanthemum usw.), geometrischen und sonstigen Zierformen. Unter den letzteren erscheinen ägyptische Hieroglyphen[4], Motive aus der Baukunst, Tiere[5], Menschen, Götter, Fabelwesen[6].

Auf diese nützliche, übersichtlich angeordnete und durch eine Fülle von Handzeichnungen veranschaulichte Sammlung des Stoffes folgt zunächst ein kurzer vierter Abschnitt (S. 117—127), in dem, zum Vergleich mit den syrischen, die in ägyptischen Darstellungen sich findenden Abgaben der 'Keftiu', d. h. der Kreter, aufgezählt und besprochen werden[7]. Und dann beginnt Montet im fünften Kapitel (S. 128—161) zusammenzustellen, was an Originalen syrischer Herkunft und Arbeit in Ägypten gefunden worden ist; auch das wieder in Gruppen geordnet, und zwar nach Waffen, Schmuckstücken, Ton- und Metallgefäßen, Büchsen aus Holz und Elfenbein.

Hier erscheinen nun neben dem Kairener 'Hyksosdolch', dessen Herkunft aus dem Grabe eines Soldaten mit semitischem Namen bekannt war, und neben den von Petrie als „ägäisch" bezeichneten bemalten Topfscherben aus Amarna auch eine ganze Anzahl von Dingen, die

1) Wichtig ist der Vergleich des syrischen Kriegswagens auf dem Wagen Thutmosis' IV. mit dem auf einer Schale von Ras Schamra — leider wird nur eine Abbildung des letzteren nicht gegeben! Dasselbe gilt von dem auf S. 61 erwähnten Fayencebecher der gleichen Herkunft, und auch sonst mehrfach.

1) Der Hinweis zu diesem bisher noch unerklärten Geräten auf die *mȝw·t m ḫr p'·t* (Sethe, Urk. 4, 466, 25) scheint mir sehr beachtenswert.

2) In der Frage der verzierten Prunkgefäße nimmt M. mit Jolles an, daß künstliche Blumen usw. in das Gefäß hineingesteckt waren. Hierzu ist die Bronzeschale mit einem plastisch ausgeführten Rinde darin im Metrop. Museum in New York zu vergleichen.

3) Die Lücke der Inschrift auf S. 70 unten ist viel zu klein angegeben (vgl. Sethe, Urk. 4, 666, 11—14 und Anm. a—b!); woraus die betreffende Statue bestand, wissen wir nicht.

4) Sie gehören eigentlich nicht hierher, da sie während des NR, wie M. selbst sagt, nur zu wirklichen Inschriften verwendet wurden, die weniger zieren als etwas Bestimmtes aussagen sollten.

5) Diesem Abschnitt ist ein Beitrag des Lyoner Zoologen Cl. Gaillard beigegeben, der die von Ägyptern dargestellten Tiere identifiziert. Neben uns Geläufigem werden hier, von einem Relief Ramses III. in Medinet Habu, auch zwei Köpfe von 'Gemsen' festgestellt — ob richtig?

6) Bei Besprechung des Greifen hätten die Darstellungen des ägyptischen Königs als Greif im Grabmal des Sahure (Borchardt, Sahure II, Bl. 8) wenigstens erwähnt werden sollen.

7) Es ist wichtig, zu beachten — was M. betont —, daß Gräber mit Darstellungen von Kretern nach Thutmosis III. nicht bekannt sind. Später scheint diese Verbindung ganz zurückzutreten, während die mit Syrien durch das ganze NR anhält!

wir bisher für gut ägyptisch gehalten haben. So drei von G. Möller in Schäfers „Ägyptischen Goldschmiedearbeiten" veröffentlichte[1] Stücke des Berliner Museums: Die schönen goldenen Ohrgehänge mit Granulationsarbeit und die reich verzierte silberne Schale, die aus der Sammlung Cesnola (angeblich in Zypern gefunden) stammt und früher als phönizisch angesehen wurde[2].

So vor allem aber 5 Stücke des berühmten Schatzes von Bubastis: Zwei Goldgefäße, eine Silberschale und zwei silberne Kannen, von denen die eine, deren massiver Goldgriff als ein aufgerichtetes, am Rande der Kanne schnupperndes Böckchen gebildet ist, bisher als eines der Meisterwerke der ägyptischen Goldschmiedekunst in der zweiten Hälfte des NR gegolten hat[3]. Hier ist Montet, wie mir scheint, der Nachweis syrischer Herkunft überzeugend gelungen. Das erweisen weniger die etwas flüchtige und z.T. wohl fehlerhafte[4] Ausführung der hieroglyphischen Inschriften und auch nicht so sehr die Darstellung von syrischen Göttinnen, wohl aber die verwendeten Ziermuster und ganz besonders die einziselierten Szenen der Jagd und des Lebens im Wasser und im Papyrusdickicht, bei denen Montet für eine Menge von Einzelheiten völlig unägyptischer Art die syrischen Parallelen nachweist.

Montet arbeitet dabei sehr schön den grundsätzlichen Unterschied heraus, der die realistisch-nüchterne ägyptische und die phantasievolle und ornamentisch spielende, gliedernde und füllende (übrigens in allen diesen Dingen der griechischen sehr viel ähnlichere!) syrische Kunst voneinander scheidet. Bei den Ägyptern erscheinen die Rinder auf dem Felde, die Löwen in der Wüste, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft — der syrische Künstler dagegen reiht eine säugende Kuh und den vom Löwen angegriffenen Stier einfach aneinander und verteilt Fische, schwimmende Mädchen und fliegende Vögel unbedenklich über die gleiche Fläche. Er wendet — ohne jeden Anhalt in der Natur — ein stilisiertes Papyrusdickicht, ja sogar eine Palmette, als rhythmisierendes Trennungsglied zwischen verschiedenen Szenen an. Er braucht Lotusblätter und Punktkreise[1] als Füllzierrat. Er zeichnet in die Körper der Tiere eine Andeutung der Rippen hinein und füllt sie mit einer ihm ganz eigenen Strichelung oder Punktierung. Er stellt das Wasser ganz anders dar als der Ägypter[2]: nicht durch senkrechte oder waagerechte Zickzacklinien, sondern durch ein grätenartiges Muster. Er liebt die „antithetische Gruppe", und er wiederholt immer von neuem die Darstellung des ein Haustier angreifenden — und zwar mit Vorliebe ihm auf den Rücken springenden, nicht es von vorn anspringenden — Löwen[3]. In der Anordnung auf runden Gegenständen bevorzugt er die Verwendung von 3 oder 4 konzentrierten Bildstreifen. — Aus den gleichen Gründen nimmt Montet für die Kairener Bronzeschale eines 'Hatiai' aus der Zeit Amenophis' IV. und für eine Anzahl von mit Reliefs geschmückten Holz- und Elfenbeinbüchschen, die sich in verschiedenen ägyptischen Sammlungen verstreut finden und meist als „ägyptische" Arbeit angesehen worden sind, syrische Herkunft in Anspruch.

Im sechsten Kapitel endlich (S. 162—178) gibt der Verf. eine gedrängte Auseinandersetzung über „Syrien und die ägyptische Kunst" und führt aus, in welchen Dingen ihm das Abweichen der ägyptischen Kunst des Neuen Reiches von der der alten Zeit auf Einflüsse aus Syrien zurückzugehen scheint. Hier wird, wohl mit Recht, auch die von neuem auftretende Sitte, die Tongefäße durch Malerei

1) S. 61—63 mit Taf. 14 — vgl. auch Erman (Ranke), Ägypten, Taf. 18, 3 — und S. 65—67 mit Taf. 15.

2) Bei den Ohrgehängen lehnt Möller den Gedanken als „phöniz. oder cyprischen Ursprung" kurz als „unmöglich" ab. Ebenso bei der Schale, die schon von Pietschmann als ägyptisch in Anspruch genommen war. Mir scheint aber bei der letzteren die unägyptische Mischung der Szenen — Pferde (galoppierend und vor dem Wagen) und Rinder genau so auf dem Wasser gezeichnet wie schwimmende Vögel, ohne jede Andeutung dafür, daß sie „natürlich am Ufer zu denken sind" (Möller) — und die unägyptische Zeichnung des Wassers (die Möller merkwürdigerweise gar nicht erwähnt!) für syrische Arbeit zu sprechen und nichts eine Ansetzung ins NR zu verbieten.

3) Abgebildet z. B. bei Erman (Ranke), Äg., Taf. 38, 2; Steindorff, Äg. Kunst, S. 299 (dort auch zwei andere von den fünf Gefäßen).

4) Das zweimalige *'nḫ* vor *k3 · k* auf der Kanne mit dem Goldgriff (S. 139) ist aber aus der von Montet selbst kopierten „groupe gravé sous les pieds de la chêvre" zu entnehmen.

1) Es handelt sich z. B. bei Abb. 186 natürlich um solche, nicht um „Sonnen", die „die Szene beleuchten".

2) Unter den Wasserbergen auf der Ziegengriff-Kanne (Abb. 186) ist besonders der mittlere, in (!) dem neben schwimmenden Fischen ein Nest mit Eiern und ein auf dieses zu fliegender Vogel erscheint, ägyptisch so ganz unmöglich.

3) Montet betont mit Recht, daß diese Szenen an sich auf Syrien deuten, wo die Herden weit mehr von Raubtieren bedroht wurden als im Ägypten des NR. Wohl aber kennen wir ähnliche Darstellungen aus der vor- und frühgeschichtlichen Zeit Ägyptens, wo die Verhältnisse eben noch anders waren. Es ist interessant, daß dasselbe von der später in Ägypten fast ausgemerzten antithetischen Gruppe ebenso gilt wie vom Füllornament. Auch die im folgenden noch erwähnte Sitte, die Tongefäße zu bemalen, darf vielleicht in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

zu verzieren, auf Syrien zurückgeführt; desgleichen die Zeichnung von Tieren im Streckgalopp, die Formen des Greifen mit dem „Adlerkopf" und der weiblichen Sphinx[1], die einer Perspektive sich annähernde Änderung in der Zeichnung von oben gesehener Szenen u. a. Ein kurzes Schlußwort, einige Nachträge und ein Register schließen die wertvolle und nach vielen Richtungen anregende Arbeit.

Auf Einzelfragen möchte ich mich in dieser schon etwas ausführlich geratenen Anzeige weiter nicht einlassen[2]. Aber darauf will ich doch hinweisen, daß bei genauerer Durchsicht unserer ägyptischen Sammlungen Montet's Liste von syrischen oder syrisch beeinflußten Arbeiten sich nicht unwesentlich vergrößern wird[3]. Auch bei einer Anzahl von Stücken des Schatzes des Tutanchamon-Grabes wird jetzt eher von syrischer als von mykenischer Beeinflussung gesprochen werden müssen[4], soweit nicht in einzelnen Fällen auch da syrische Originalarbeiten vorliegen sollten. Und auch im Mittleren Reiche wird man künftig gut tun, für Einflüsse syrischen Kunstgewerbes die Augen offen zu halten, vor allem bei den Juwelen aus Dahschur, deren mit Granulationsarbeit verzierte — z. T. Seesterne wiedergebende! — Stücke vielleicht ebenso syrischer Herkunft sein könnten wie die Berliner Ohrgehänge des Neuen Reiches.

Rosenberger, Grete: **Griechische Verwaltungs-Urkunden aus Tebtynis aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr.** (P. bibl. univ. Giss. 47—53). Giessen: Privatdruck 1939. (IV, 44 S.) gr. 8° = Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek VI. Bespr. v. Mariano San Nicolò, München.

Die Veröffentlichung der Gießener Papyrussammlungen macht unter der rührigen Leitung von Prof. Kalbfleisch rasche Fortschritte. Als Herausgeber des vorliegenden neuen kleinen Heftes zeichnet Frau Gr. Rosenberger, der wir bereits eine Lieferung Iandanae Papyri (Heft VI, 1934) verdanken. Es handelt sich hier um sieben gut erhaltene Verwaltungsurkunden, die allerhand Interessantes bieten. Die beiden ersten (Nr. 47f.) sind sog. Quittungsbogen über monatliche Zahlungen an Weber- (γερδιακόν) bzw. Biersteuer (ζυτηρὰ κατ' ἄνδρα). Als buchende Empfänger erscheinen hier zum erstenmal μισθωταὶ ἱερατικῶν ὠνῶν. Die daraus sich ergebende wichtige Frage, ob diese „Pächter" im Dienste des Staates auftreten oder ob sie die dem Tempel zufließende Steuer unmittelbar in dessen Auftrag einnehmen, wird von der Herausgeberin eingehend geprüft und erwogen, ohne aber zu einer eindeutigen Lösung gelangen zu können. Die erstere Alternative scheint auch uns die größere Wahrscheinlichkeit zu bieten, wenn wir auch darin andrerseits der Vermittlung der πρεσβύτεροι κώμης bei der Einziehung kein entscheidendes Gewicht beimessen möchten (anders S. 11).

Die nächsten drei Papyri (Nr. 49—51) sind nicht abgegangene summarische Monatsberichte (μηνιαῖος ἐν κεφαλαίῳ) der Sitologen von Tebtynis an den Strategen über Eingänge bzw. Auszahlungen von Getreide. Interessant sind dabei die verschiedenen Konten und mancher Personenname, die im Kommentar eingehend gewürdigt werden. Nr. 52 enthält das Ergebnis einer Begehung der Äcker von Tebtynis als Vorarbeit zur Aufnahme des in dem betreffenden Jahr von der Nilschwelle nicht erreichten und daher anders zu besteuernden Grundbesitzes (πορεία πρὸς ἐπίσκεψιν ἀβρόχουγῆς); vgl. P. Gron. 2.

In der letzten Urkunde (Nr. 53) haben wir einen typischen Liturgeneid (vgl. Seidl, Eid I S. 76ff.) ,und zwar hier erstmalig einen solchen der πεδιοφύλακες. Diese Flurwächter versprechen für die rechtzeitige Überführung der gesamten Getreideernte auf die Tennen sowie dafür zu sorgen, daß nichts davon vorher auf den Feldern freigegeben werde (ἄφεσις), damit die vollständige Leistung der Naturalsteuern gewährleistet ist. Sie sind somit im Interesse der Steuerverwaltung tätig und ihre Pflichten decken sich darin mit denjenigen im Eide der γενηματοφύλακες aus ptolemäischer Zeit; P. Teb. I 27, 60ff. (113 v. Chr.). Über das Getreide auf den Tennen wachen die ἀλωνοφύλακες. Unklar bleibt der Sinn der Klausel über das Nilschilf (νειλοκαλάμη, Z. 12ff.), die

1) Die Behauptung, daß in Ägypten die weibliche Sphinx erst in der 18. Dyn. auftauchte, ist allerdings nicht richtig, vgl. Röders Artikel 'Sphinx' in Roschers Lexikon, Sp. 1319 (danach stammt das älteste bekannte Beispiel aus der 4. Dyn.). Aber die Form der im NR nach Ägypten kommenden syrischen Sphinx — die Montet in den Szenen, in denen sie einen ägyptischen Königsnamen anbetet, für ein Symbol des unterworfenen Syriens erklären möchte — ist allerdings ganz anders.

2) Nur gegen die stillschweigend mehrfach gebrauchte Form Horonemheb (z. B. S. 48, 63, 81, 105) für den Namen des ägyptischen Königs Haremhab oder Haremheb möchte ich doch Einspruch erheben. Solange uns eine gleichzeitige keilschriftliche Wiedergabe des Namens fehlt, sollten wir, schon um unnötige Verwirrung zu vermeiden, an den beiden genannten Formen oder an der griechischen Umschreibung Harmais festhalten.

3) Ich nenne hier nur die bei Steindorff, Kunst, S. 275c (leider ohne Standortsangabe!) abgebildete Fayenceschale, die von der sie umgebenden echt ägyptischen in seltsamer Weise absticht.

4) So, um nur ein Beispiel anzuführen, bei der oft abgebildeten Salbbüchse aus Alabaster mit den durchaus syrisch anmutenden Jagddarstellungen und dem in ganz unägyptischer Weise seine Zunge lang herausstreckenden Löwen auf dem Deckel!

m. E. kaum etwas mit der Verunreinigung des Getreides zu tun haben dürfte.

Die kleine Veröffentlichung ist sehr sorgfältig, der Kommentar erschöpfend reich an wertvollen Ausblicken.

Keilschriftforschung.

Holma, H., Ph. D., u. A. **Salonen**, Ph. D.: **Some Cuneiform Tablets from the time of the third Ur Dynasty** (Holma Collection Nos. 11—39), ed. Helsinki: Societas Orientalis Fennica 1940. (60 S., 17 Taf.) gr. 8° = Studia Orientalia IX, 1. Fmk. 75 —. Bespr. von Nikolaus Schneider, Luxemburg.

Aus seiner Privatsammlung, die 39 Keilschrifturkunden umfaßt, hatte Holma im Jahre 1914 unter dem Titel „Zehn altbabylonische Tontafeln in Helsingfors" die 10 ersten Nummern veröffentlicht, von denen neun der Hammurapidynastie angehörten, die zehnte eine Sin kašid-Tafel aus Uruk darstellte. Die Veröffentlichung der restierenden Nummern konnte erst erfolgen, nachdem der Dozent für Assyriologie in Helsinki, A. Salonen, seine Mitarbeit zugesagt hatte. Diese bilden eine geschlossene Gruppe, insofern sie alle aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur stammen und den Archiven von Drehem, Djoḫa und Tello angehören, von denen in den letzten Dezennien viele Tausende von Urkunden in entsprechenden Veröffentlichungen bekannt gegeben wurden. Nr. 20 dieser Sammlung wird nicht dem Drehem-, sondern dem Djoḫaarchiv zuzuschreiben sein.

Die Autographie der Tafeln muß im Gegensatz zu manchen gleichgearteten Publikationen als genau und zuverlässig bezeichnet werden. Derselben geht eine Transkription sämtlicher Texte mit einigen anschließenden Erklärungen vorher. Dabei sind aber einige Zeichen nicht richtig identifiziert worden. So heißt in Nr. 11 der Personenname nicht Ur-*máš*, sondern Ur-*kun*. Desgleichen ist in Nr. 17 nicht ú-*gír*, sondern ú-*ušum*, auch nicht pisan-*ab*, sondern pisan *tab-ba* zu lesen. In Nr. 18 muß statt *ki-ka* ur-gu-ga vielmehr ki-su_7 ur-gu-ga umschrieben werden. In Nr. 27 ist in Zeile 11 der Rückseite der Personenname SUḪUŠ-*ki-in* statt Girí-ki-*še-ni* zu lesen, und ist dann nicht ḫurritischen, sondern akkadischen Ursprungs. Andere Verlesungen wären: Šul-gi-kalam-ma-*me*-ten-bi für ^{d}Šul-gi-kalam-ma-*lá*-te-bi in Nr. 28; sig_5-ag für *igi-gar*-ag (Nr. 31); lugal-^{d}*tu(r)*-ra für lugal-tur_5-ra (Nr. 38). In Nr. 34 ist zu *I-dí-*^{d}*Šamaš sukal-du*$_8$*-ta* zu ergänzen. Ferner ist mir die Berechtigung mancher Zeichenwerte weniger durchsichtig, so unter anderen: niga (ŠE), namga (NI.SUM.BAD), uttuku (NÍG.ŠID).

Wegen der schablonenhaften Textanordnung dieser Urkunden glaubten die Verfasser von einer wörtlichen Übersetzung absehen zu können, um sich mit einigen Bemerkungen zu jedem einzelnen Text zu begnügen. Unter welchem Gesichtspunkt diese Auswahl erfolgte, und weshalb man gerade mit Vorliebe zu den Personennamen eine Übersetzung beifügte, kann man schwer ersehen.

In den bei den Textveröffentlichungen dieser Art üblichen Indizes vermißt man eine Götternamenliste und eine Übersicht der Kultgegenstände und der religiösen Feste. Die Personennamenliste ist aufgeteilt in eine Liste der sumerischen und eine Sonderliste der akkadischen Namen. Bei einer Gesamtzahl von 144 Namen sind nicht weniger als 55 akkadischer Formation, was dem kosmopolitischen Charakter jener Zeit vollauf entspricht, und wir wußten schon, daß hauptsächlich in Puzurišdagan und in der Reichshauptstadt das Ausländerelement in ziemlich großem Ausmaß vertreten war. In der Liste der sumerischen Personennamen wären jedoch einige Korrekturen vorzuschlagen. Á-mi-ba-a ist nicht Personenname, sondern Kultausdruck, desgleichen an-na-^{d}Nin-pa (*ki*-an-na ^{d}Nin-pa). Ebenso ist lugal-^{d}tu(r)-ra (lugal-tur_5-ra zu lesen) von der Einbringung von Opfergaben durch den König zu verstehen. Von Da-du-ù-kul ist ù-kul als Berufsname von Da-*da* (so zu lesen) zu trennen. Desgleichen ist *gi* von *Šeš-a-ni* als Gattungsname zu trennen. Bei íb-tùr-ki-la-ni ist Íb-tùr^{ki} Ortsname, und La-ni Personenname. Ka-ur-gu-ga muß ebenfalls als Personenname ausscheiden, die richtige Lesung der betreffenden Stelle ist, wie bereits oben angedeutet ki-su_7 ur-gu-ga. Bei Šu-ur-^{d}Sîn ist Ur-^{d}Sîn der richtige Name, das vorangestellte šu steht für šu-gi_4 (= „alt"), wie das häufig in den Lohnlisten jener Zeit der Fall ist.

Auf Seite 51—55 schaltet Holma einen Appendix ein, wo er auf die Veröffentlichung der 10 ersten Nummern seiner Sammlung von 1914 zurückkommt, um einige seiner damaligen Erklärungen zu revidieren und teilweise gegen Beanstandungen einiger Rezensenten zu bestätigen.

Moore, Ellen Whitley: **Neo-Babylonian Documents in the University of Michigan Collection.** Ann Arbor: University of Michigan Press 1939. (XVI, 74 S., 75 Plates) 4°. Lwd. $ 2.00. Bespr. von W. Frh. von Soden, Berlin.

Der vorliegende Band veröffentlicht fast

100 neubabylonische Texte aus der Sammlung der Universität von Michigan, mit Ausnahme eines Bruchstückes einer (bereits bekannten) Inschrift Nebukadnezars II. (Nr. 92), einer Multiplikationstabelle (Nr. 94) und zweier Briefe (Nr. 5 und 67) durchweg Wirtschaftsurkunden verschiedener Art. Von allen Texten wird die Autographie des Keilschrifttextes, Umschrift und Übersetzung geboten. Dazu kommen Verzeichnisse der Personennamen und der Datierungen sowie einige Anmerkungen. Von den leider recht zahlreichen Druckfehlern sind einige in einem Verzeichnis am Schluß richtig gestellt. Die Urkunden, die nur im Zusammenhalt mit den inhaltlich gleichartigen anderer Sammlungen ganz ausgewertet werden können, sind leider überwiegend schlecht erhalten und dadurch schwierig. Mehrfach ist es auf Grund der sauber geschriebenen Kopien nicht möglich, einen verständlichen und befriedigenden Text zu gewinnen. Der im Einzelfall von hier aus nicht nachzuprüfende Verdacht, daß die Kopien nicht überall ganz zuverlässig sind, wird durch die Umschriften und Übersetzungen verstärkt, die verschiedentlich nicht zureichende Vertrautheit mit der akkadischen Grammatik verraten. Denn Unformen wie *te-tir-še* „(she) demands" 2, 16, *te-iṣ-ṣab-tu* „she shall take" 2, 17, *ina bît urâ-aš-ši* „in its stable" 19, 2 oder *là na-pi-iš-šú šá T.* „without action of T." 47, 7 u. a. m. werden ohne Fragezeichen oder Hinweis darauf, daß sie mindestens ungewöhnlich sind, in den Text gesetzt, wurden also offenbar nicht beanstandet. In einzelnen Fällen mag es gelingen, den Text mit Hilfe verwandter Urkunden zu emendieren; in anderen wird aber eine erneute Überprüfung der Originale nicht zu umgehen sein. Ganz gelingen kann die Aufgabe der einwandfreien Ausgabe solcher Urkunden allerdings erst dann, wenn dem bekanntlich stark aramaisierten Spätneubabylonisch einmal die grammatischen Untersuchungen gewidmet sein werden, die für andere Dialekte wenigstens in Ansätzen schon vorliegen. Vielleicht entschließt sich die Verf. einmal dazu, ihr Studium der neubabylonischen Urkunden nach dieser Richtung zu vertiefen, um dadurch ihre Interpretationen auf sicherere Grundlagen zu stellen.

Pfeiffer, Robert H., u. E. A. **Speiser**: **One hundred new selected Nuzi Texts.** With Translations and Commentary. New Haven: American Schools of Oriental Research 1936. (XI, 168 S., 1 Tafel) gr. 8° = The Annual of the American Schools of Orient. Research, Vol. XVI for 1935—36. Bespr. von P. Koschaker, Berlin.

Die keilschriftlichen Urkunden, die bei den seit 1925 vom Iraq Museum und der American School of Oriental Research in Bagdad veranstalteten Ausgrabungen in Jorgan Tepe (Nuzi) gefunden wurden, sind bisher in zwei Serien veröffentlicht worden: 1. in der „Joint expedition with Iraq Museum. American Schools of Oriental research. Publications of the Baghdad School", I—V (1927—1934) mit 559 Nummern, die noch der verstorbene Chiera kopiert hatte. Ein 6. Band „Miscellaneous Texts" ist 1939 von Lacheman herausgegeben worden, hat aber zufolge des Kriegs Deutschland noch nicht erreicht. 2. in der „Harvard Semitic Series" (V, IX, X, 1929—1935) mit 496 Nummern. Die Harvard University hatte sich schon seit 1927 bei Finanzierung der Ausgrabungen beteiligt. Die erste Serie enthält die Bestände aus dem Archive der Familie Teḫip-tillas, die zweite bietet Urkunden aus den Archiven anderer begüterter Familien in Nuzi, darunter derjenigen des „Königssohnes" Šilwa-Tešup (Bd. IX, herausgegeben von Pfeiffer), sowie Texte aus den älteren Grabungsschichten der sargonischen Zeit (Bd. X, herausgegeben von Meek). Fast alle diese Bände sind in dieser Zeitschrift (1931, 223f., 1932, 399f.; 1934, 499f.; 1936, 150f.) von mir besprochen worden.

Der vorliegende Band mit Texten aus den Beständen des Harvard Semitic Museum verdankt sein Erscheinen den Bemühungen dieses Museums und der American School in Bagdad. Demgemäß zeichnen als Herausgeber einerseits der Kurator des Museums, Professor Pfeiffer, andrerseits der Direktor der „Baghdad School" und Professor an der Pennsylvania University Speiser, beide und namentlich der letztere um die Erforschung der Nuzi-Texte rühmlichst verdiente Gelehrte. Der Band, dem weitere folgen sollen, ist ein Produkt der Not der Zeit. Um Kosten zu sparen, haben die Herausgeber verzichtet, keilschriftliche Kopien zu geben, sondern die Texte nur in Umschrift veröffentlicht. Man kann dies bedauern und man wird insbesondere bedauern, nicht mehr einem so hervorragenden Kopisten zu begegnen, wie es der verstorbene Chiera war, aber das Prinzip, unmöglich bei sumerischen Texten, ist für die Nuzi-Urkunden, die paläographisch verhältnismäßig selten zu Zweifeln Anlaß geben, vertretbar. Übrigens sind paläographisch zweifelhafte Stellen auf S. 55 in Keilschrift reproduziert. In die Editionsarbeit haben sich die Herausgeber in der Weise geteilt, daß Pfeiffer die Umschrift gibt (S. 13—55), Speiser Übersetzung und Kommentar (S. 59—130) und dadurch wird die Benutzung der Texte für den nicht assyriologisch geschulten Interessenten sogar wesentlich erleichtert. Es folgen zwei Abhandlungen Speisers, und zwar (S. 131—135)

über hurritische (subaräische) Zahlwörter, von denen man einige aus den Angaben über das Alter von Rindern (x-jährig) ermitteln kann, ferner (S. 136—142) eine weitere über das sprachliche Substrat in Nuzi, eine Auseinandersetzung mit Oppenheim, Arch. f. Orientforsch. XI 56f., der von der richtigen Beobachtung ausgehend, daß die nuzischen Schreiber Akkadisch aus dem Geist ihrer Sprache heraus schrieben, zu gewissen Annahmen bezüglich des Charakters des hurritischen Dialektes in Nuzi gelangte. Auf beide Abhandlungen, die außerhalb der Kompetenz des Referenten liegen, sei verwiesen. Den Schluß bilden Indizes über besprochene Wörter und Eigennamen.

Die Edition bietet „ausgewählte Texte", womit zugleich gesagt ist, daß sie inhaltlich besonders wertvoll sind.

Den Beginn machen (Nr. 1—14) die Akten des Prozesses gegen den *ḫazannu* von Nuzi, Kušši-ḫarbe, zu deren Verständnis Speiser S. 59—64 Wertvolles beiträgt. Es handelt sich um Protokolle über die gerichtliche Vernehmung von Belastungszeugen oder Anklägern. Da es sich um ein inquisitorisches Verfahren handelt, ist es schwer, zwischen beiden zu unterscheiden. Alle beschuldigen Kušši-ḫarbe der Korruption bei Ausübung seines Amtes. In einer Mitteilung an die preußische Akademie (vgl. Jahrbuch 1939) versuchte ich zu zeigen, daß es sich um einen politischen Propagandaprozeß handle. Ich darf auf die Veröffentlichung dieser Mitteilung verweisen, die erfolgen wird, sobald ich über das Urkundenmaterial werde verfügen können, das mir heute wegen des Krieges nicht zugänglich ist. Nr. 15—45 stammen aus dem Archiv der Tulpunna'a. Sie begegnet nur einmal (23, 4) als Tochter ihres Vaters Irwi-šarri, sonst immer als Tochter ihrer Mutter Šeltunna'a, zweimal (15, 5; 16, 8) als Gattin eines Hašuar, der in Nr. 33, einem Prozesse, in dem seine Frau Partei ist, zur Eidesleistung geschickt wird (vgl. Speiser S. 75f.). Man wird dies am ehesten erklären können durch die Annahme muntfreier Ehe, in der sowohl Tulpunna'a wie ihre Mutter Šeltunna'a verheiratet waren. Da bei dieser Ehe die Frau nicht in die Gewalt ihres Mannes kam, ferner auch, wie man gerade für Nuzi vermuten darf, die Kinder in die Familie der Mutter gehörten, eine väterliche Gewalt aus dieser Ehe erst im Entstehen begriffen war, so begreift man sowohl die freie Stellung der Tulpunna'a, die in ihrer ausgedehnten geschäftlichen Tätigkeit in keiner Weise durch ihren Gatten behindert wird, wie auch, daß sie sich regelmäßig als Tochter ihrer Mutter bezeichnet. Diese Vermutung wird gestützt durch den Umstand, daß Tulpunna'a zweifellos eine hochstehende adelige Dame war und die freie Ehe, wie die Rechtsvergleichung lehrt, namentlich bei Frauen hohen Standes Verwendung fand. Die übrigen Urkunden sind verschiedener Provenienz. Einige gehören wohl in die Familie Teḫip-tillas, so Nr. 52; 60; 69, die Ennamati, den Sohn Teḫip-tillas, und seine Frau Uzna als Geschäftsparteien nennen.

Unter den Urkunden begegnen die bekannten Typen. So Auflassungen von Grundstücken (15 bis 17; 19), wozu ich auf OLZ 1932, 402f. verweise. Angesichts des vermehrten Materials bedürfen diese Urkunden erneuter Prüfung. Ferner Verkaufsadoptionen (18; 21; 22; 58), unter denen ich Nr. 58 heraushebe gerade deshalb, weil ich sie nicht verstehe. Die Urkunde enthält Z. 1—21 eine gewöhnliche Verkaufsadoption bezüglich eines Gehölzes (*išē*), jedenfalls eines Grundstücks, das mit irgendwelchen Bäumen oder Sträuchern bestanden ist. Z. 22—30 sind teilweise zerstört, bzw. unleserlich, scheinen aber im wesentlichen zu besagen, daß der Käufer U. ein *paiḫu*-Feld des Verkäufers E. „zu einem Gehölz machen", d. h. offenbar aufforsten soll, woraus Speiser S. 108[22] mit Wahrscheinlichkeit folgert, daß der bereits bekannte, aber noch nicht erklärte Ausdruck *eqlu paiḫu* „uncultivated land" bedeute. Klar wird die Urkunde ab Z. 30f.: E. braucht aus dem Gehölz nicht herauszugehen, es also nicht zu übergeben, bevor nicht U. das *eqlu paiḫu* des E. aufgeforstet hat (vgl. insbesondere Z. 35f.: *im-ma-ti-me-e eqlu pa-i-ḫu ša-a-šu ù U. ki-ma išē*ḪI-A meš *ša E.* (*ip--pu-šu*) „sobald dieses *paiḫu*-Feld U. wie das Gehölz des E. gemacht hat"). Mit anderen Worten, der Verkäufer behält sich an dem verkauften Grundstück ein Retentionsrecht vor, das die Erfüllung der Verpflichtung des Käufers sichert, ein anderes Grundstück des Verkäufers aufzuforsten, und diese Funktion um so mehr haben kann, als anzunehmen ist, daß der Käufer den Kaufpreis bezahlt hat. Scheint die Sache insoweit juristisch klar, so sind um so unklarer die wirtschaftlichen Motive, die zu einer solchen Verkoppelung zweier Geschäfte führten.

Recht zahlreich sind die Pfandurkunden (*ditennūtu*) vertreten: Verpfändung von Kindern (24; 27; 28; 61; 62), von Feldern (64—66), Selbstverpfändung (25; 26; 60; 63). Nr. 29 dürfte sich auf den Pfandverfall beziehen: der Pfändling (Z. 4 *titennu*), der keinen Bürgen hat (Z. 5), der ihn auslösen könnte, gibt sich selbst Z. 7 *i-na še-er-še-er-ri-ti* „in die Ketten" des Gläubigers. Von der Pfandlösung handelt Nr. 67. Das dem Großvater des Gläubigers verpfändete Grundstück wird von M., dem *aḫu* des Schuldners, durch Zahlung des Kapitals ausgelöst. In der Tat ist M. nicht der Bruder, sondern ein entfernterer Verwandter, vielleicht ein Vetter des Schuldners. *aḫu* bedeutet, wie häufig auch sonst, „Verwandter" und M. ist entweder der Erbe des Verpfänders oder ein Mitglied der Hausgenossenschaft, das an dem Grundstücke interessiert ist. Ich habe schon wiederholt (vgl. etwa OLZ 1936, 152f.) dargelegt, daß die *ditennūtu* reine Sachhaftung ist, der Gläubiger daher für das Kapital keinen Zugriff gegen die Person oder das Vermögen des Verpfänders hat und demgemäß die Gefahr der Entwertung oder des Untergangs des Pfandes trägt. Er sichert sich aber für solche Fälle durch Vereinbarung persönlicher Haftung. Die neuen Texte vermehren die Beispiele für Arbeitssäumnis des Pfändlings (27, 10; 62, 15; 63, 13), Flucht (61, 13), Abwesenheit (60, 25: Haftung der Ehefrau und Kinder des Pfändlings), Einziehung des verpfändeten *kaška*-Feldes durch den Eigentümer (64, 13), woraus mit Speiser S. 113 zu folgern ist, daß das *kaška* ein dingliches Nutzungsrecht an einem fremden Grundstück ist. Ich finde keine wesentliche Schwierigkeit, daß im vorliegenden Falle das Eigentum am verpfändeten Feld dem Gläubiger selbst zusteht. Aus einer solchen Vereinbarung persönlicher Haftung und dem Tod des verpfändeten Sohnes wird es sich erklären, warum in Nr. 38 der Erbe (*ewuru*) des Verpfänders auf den Betrag der Schuld verurteilt wird. Eben darum beweist die Urkunde nichts für fratriarchale Erbfolge, bei der der Sohn des Erblassers durch den Bruder oder Seitenverwandten ausgeschlossen würde.

Wichtig sind die *martūtu* (Tochterschafts)-Urkunden (23; 30; 42; 52), die ich, obwohl ich selbst

schon zweimal (Abhandlgn. d. sächs. Akademie, ph. h. Kl. 39, 5 S. 82f; ZA 41, 18f.) mich mit ihnen befaßt habe, einer erneuten Untersuchung für bedürftig halten möchte. Es ist erfreulich, daß wir unter den neuen Texten zweimal (30—33; 42—44) Gruppen von Urkunden begegnen, die sich auf dieselbe *martūtu* beziehen. Der Adoptant erhält das Mädchen zur Verheiratung. Sofern er es an seinen eigenen Sklaven verheiratet, ergibt sich schon aus seinem Gewaltrecht über seinen Sklaven, daß er nach dem Tode des Gatten wieder über es verfügen oder gar die Ehe scheiden kann. Sofern aber das Mädchen nach auswärts verheiratet wird, werden dieselben Rechtssätze nur bei Annahme muntfreier Ehe (also ohne Brautpreis) erklärbar. Das scheint in Nr. 31 vorzuliegen, wo das adoptierte Mädchen Aufhebung ihrer Ehe und Verheiratung an einen anderen von der Adoptantin verlangt und durchsetzt, ohne daß man Anlaß hätte, an Sklaven der Adoptantin zu denken. Die Kinder aus solchen muntfreien Ehen gehören der Mutter und durch sie dem Adoptanten. Immerhin muß man damit rechnen, daß unter Umständen auch aus der freien Ehe eine gewisse Gewalt des Vaters entstehen konnte. Aus dieser Lage heraus ist es vielleicht zu verstehen, daß in Nr. 32 die Adoptierte von Nr. 31 der Adoptantin einen Sohn aus ihrer zweiten Ehe übereignet. Das Abschneiden ihres Gewandzipfels (*sissiktu*) bedeutet, daß sie weiterhin von jedem Obligo gegenüber ihrer Adoptivmutter freigestellt wird. Anders Speiser S. 90[8]. Nr. 23 ist von Speiser S. 84f. mißverstanden worden. Nicht die Schwester gibt den Bruder in Adoption, sondern umgekehrt der Bruder die Schwester, weshalb der Akt auch *martūtu* „Tochterschaft" ist. Z. 1f. *ŠŠ.* (2) *ù ra-ma-an-šu ù a-ḫa-az-zu* (3) *Ḫ.* (4) *a-na martūtiti a-na TT. iddin* ist zu übersetzen: „die Š. (2) hat sich selbst und seine Schwester (3) der Ḫ. (4) zur Tochterschaft der T. gegeben". Der Schreiber wollte, wie an anderen Stellen, sagen, daß der Bruder seine Schwester mit ihrer Zustimmung in Adoption gegeben habe, war aber nicht imstande, für diesen Gedanken einen adäquaten Ausdruck zu finden. Muntfreie Ehe (ohne Brautpreis) liegt auch in Nr. 57 vor, wo die Frau sich selbst verheiratet. Dazu Nr. 31 (oben) mit ähnlicher Formulierung. Um eine gewaltfreie Frau, eine Witwe, deren Muntwalt, der sie seinerzeit in Muntehe verheiratet hatte, gleichfalls gestorben ist, handelt es sich in der Schwesterschaft (*aḫatūtu*) in Nr. 54. Z. 10f. *ù i-na-an-na a-na-ku* (11) *A. a-ḫa-ti-ia* (12) *i-na ṣú-qí iṣ-ṣa-bat-mi* „und jetzt hat mich (11) A. (mit den Worten) 'meine Schwester' (so möchte ich den grammatisch verdorbenen Satz deuten) (12) auf der Straße ergriffen" und mich zur Schwesterschaft gemacht. Ich möchte gegen Speiser S. 96[17] vermuten, daß *ina ṣūqi* „auf der Straße" den Zustand der Gewaltfreiheit und daher in gewissem Sinne der Herrenlosigkeit der Frau bezeichnet und deshalb — natürlich nicht im Sinne der heutigen Straßendirne — auch auf die Tempelhierodule angewandt wird, eine Beobachtung, die vielleicht auch bei Erklärung der schwierigen Stelle in Nr. 42, 17f. zu verwerten wäre. Auf die umfangreiche und schwierige Eheurkunde Nr. 55, die außer der Eheschließung zwischen Mann und Frau noch solche zwischen Söhnen des Mannes und Töchtern der Frau beurkundet und einer besonderen Untersuchung bedarf, kann hier nur verwiesen werden.

Zahlreich sind die Prozeßurkunden vertreten (33; 38, 39—41; 43; 56; 69—75). Sie ergeben unter anderem (vgl. 71; 73), daß die Vollstreckung gegen den Schuldner durchaus private Personalexekution ist. Der Gläubiger ergreift ihn — in Nr. 72 ist es ein Bürge — und wirft ihn in sein privates Schuldgefängnis. In Nr. 71 beschwert sich der Schuldner darüber bei einem nicht näher bestimmbaren Beamten, der gerichtliche Untersuchung anordnet. Der Schuldner unterliegt aber, weil die Vollstreckung auf Grund Urteils geschah, gegen das er sich wendet. Er wird zu einer Buße an den Gläubiger und auch an die Richter des früheren Prozesses verurteilt. Es ist interessant, daß ein Angriff gegen die *res iudicata* als Delikt gegen die Richter des Vorprozesses erscheint.

Bemerkenswert ist das königliche Edikt (*šādūtu*) betreffend Sklaven und Gesinde des Palastes in Nr. 51. Die Bedeutung „Kundmachung" für *šādūtu* in den Kaufurkunden, die schon durch Nuzi 195, HSS IX 6 bestätigt wurde, kann heute nicht mehr bestritten werden. Genauer ist *šādūtu* „Edikt" im ursprünglichen Sinne des Wortes (*e-dicere*). Denn die *šādūtu* wird verlesen, und zwar nach 51, 27f. *i-na* 3 *šanātimeš ù i-na* (28) 4 *šanātimeš* „in jedem 3. und 4. Jahr" (?), d. h. vielleicht jährlich (?), Z. 30 *a-na la ma-še-e* „um nicht vergessen zu werden".

Unter den Verwaltungsurkunden, für die kommende Publikationen wohl noch weiteres Material bringen werden, seien wegen ihrer Bedeutung für das hurritische Pantheon die Öllieferungen für Götter (46—50) mit den sachkundigen Erläuterungen Speisers S. 98f. hervorgehoben.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Poidebard, A.: Un grand Port disparu Tyr. Recherches aériennes et sous-marines 1934—1936. Conclusion par L. Cayeux. Texte (X, 78 S.); Atlas (XI S., III Ktn., XXIX Taf.) Paris: Geuthner 1939. 4° = Haut-Commissariat de la République Française en Syrie et au Liban, Service des Antiquités Archéologique et Historique, Tome XXIX. Fr. 250—. Bespr. von Carl Watzinger, Tübingen.

Die Forschungen des Paters A. Poidebard am Rande der syrischen Wüste, die dem Verlauf des römischen Limes und der Lage seiner Kastelle galten, haben zum erstenmal und mit unerwartetem Erfolg das Flugzeug in den Dienst archäologischer Aufgaben gestellt und gezeigt, welchen großen Wert eine solche systematische, von einem Fachmann geleitete Untersuchung haben kann. Poidebard hat nunmehr die hier gewonnene Erfahrung vom Lande auf die See übertragen und auf das Problem der im Meere versunkenen Hafenanlagen an der syrischen Küste angewandt. Drei Kampagnen in den Jahren 1934—1936 galten einer Untersuchung der antiken Häfen von Tyrus als der wichtigsten phönikischen Handelsstadt. Hier mußten zunächst Methoden gefunden werden, um die Aufnahmen vom Flugzeug aus von den Störungen durch die Bewegung des Wassers und die Spiegelung seiner Oberfläche möglichst unabhängig zu machen. Die Flugbilder gaben dann den ersten Anhalt für photographische Aufnahmen vom Schiff aus mit Hilfe eines ver-

besserten „Kalfaterglases". Dann wurden Taucher eingesetzt, um örtliche Untersuchungen in der Tiefe vorzunehmen und die gesehenen Anlagen unter Wasser zu photographieren. Der starke Seegang, der hier von Westen und Süden her an die Küste brandet, erschwerte alle diese Arbeiten sehr und stellte besonders große Anforderungen an die Ausdauer des Tauchers. Um so höher ist das gewonnene Ergebnis zu werten, das ein altes Problem, die Gestalt des Südhafens von Tyrus, überzeugend gelöst hat.

Daß der antike Nordhafen im wesentlichen dem mittelalterlichen entsprach und den heutigen an Größe übertraf, hat schon Lehmann-Hartleben aus den Berichten früherer Reisender erschlossen. Im Flugbild wurde jetzt die genaue Lage der antiken Mole sichtbar, die den Hafen nach Norden abschloß (Taf. 8, Norden links); sie zog sich in 8 m Breite östlich des modernen Leuchtturms von einem Turm der antiken Stadtbefestigung aus nach Osten. Gegen die hohe See bot eine Kette von Riffen und Untiefen Schutz, die sich von der Nordspitze der Insel weit nach Norden hinzieht. Ob diese natürliche Schranke noch künstlich durch Wellenbrecher verstärkt war, bedarf noch genauerer Untersuchung; denn die Hauptarbeit der Expedition wandte sich sehr bald der Erforschung des unbekannten Südhafens zu. Hier wurde in durchschnittlich 150 m Entfernung von den Resten der südlichen Stadtmauer eine gewaltige Mole von 7,50—8 m Breite festgestellt, die auf eine Länge von 750 m den Hafen gegen Süden abschließt. Sie endet im Osten an dem östlichen Eckturm der Stadtmauer. Etwa in der Mitte öffnet sich eine breite, von Dämmen begleitete Einfahrt, die den Hafen in zwei Becken, ein westliches und ein östliches, teilt. Innerhalb des östlichen ist der Ostteil nochmals durch einen Damm, vielleicht als Dock, abgetrennt. Unter Benutzung einiger Riffe und Klippen biegt die Mole im Westen in spitzem Winkel nach Norden um und gewährt hier durch Versetzung des Dammes nach Osten eine gewinkelte Durchfahrt, die vom Lande aus noch durch einen gewaltigen, rechteckigen Turm flankiert wurde. Die Molen bestanden in ihrem Kern aus Gußwerk, dem eine starke Quadermauer nach der See zu vorgelegt war. Diese war mit Läuferschichten verschalt und abgedeckt. Binderquadern griffen von Zeit zu Zeit nach innen. Alle diese Molenanlagen liegen heute unter Wasser, doch darf man daraus nicht schließen, daß eine Senkung des Meeresbodens seit dem Altertum stattgefunden habe. Vielmehr geht aus den Berichten älterer Reisender hervor, daß die einst über dem Wasserspiegel liegenden Quadern als geeignetes Baumaterial weithin der Küste entlang verschleppt worden sind.

Von der Südwestspitze des Hafens läuft eine Kette von Riffen und Untiefen etwa 1200 m weit nach Süden. Sie ist heute durch den Wellengang stark abgetragen und zerfallen, bildete aber einst eine natürliche Barre, hinter der die offene Reede der Küste entlang sich bis auf die Höhe von Rās el-ʿAin (Palaityros) ausbreitete. Die weitere Fortsetzung dieser Klippen und Riffe erwies sich bei näherer Untersuchung künstlich hergerichtet, um als Wellenbrecher gegen die hohe See zu dienen. Sie war unter Wasser zu zwei von N nach S streichenden, mächtigen Massiven aus starken Quadern ausgebaut, die gegeneinander versetzt waren und zwischen sich eine Einfahrt von Nordwesten offen ließen. Die Aufnahmen und Skizzen der Taucher lassen an der künstlichen Entstehung dieser Werke keinen Zweifel; sie wird durch Analysen des Steinmaterials, das von dem der Riffe abweicht, bestätigt. Der Verf. enthält sich eines bestimmten Urteils über die Zeit der von ihm nachgewiesenen Hafenanlagen; sicher ist ihr antiker Ursprung; Technik und monumentaler Charakter dürften für die römische Kaiserzeit sprechen. Wie weit jedoch ältere Werke zugrundeliegen und damals nur erneuert wurden, wird auch durch weitere Untersuchungen nicht leicht festzustellen sein. Berichte des Tauchers und Gutachten verschiedener Fachleute ergänzen den Bericht; die Ergebnisse sind auf drei Karten und 25 Tafeln klar und anschaulich dargestellt. Als weitere Dokumente sind Fliegeraufnahmen der Häfen von Sidon, Arados, Byblos und Karthago und eine Aufnahme im See von Homs versunkener Gebäude ohne Kommentar beigefügt (Taf. 26 bis 29). Neben dem Verf. gebührt unser Dank vor allem seinen militärischen Mitarbeitern vom französischen Fliegerkorps und der Levanteflotte, deren Ausdauer und Zähigkeit die großen Schwierigkeiten des Unternehmens zu überwinden halfen und damit einen wesentlichen Anteil an dem Erfolge tragen.

Wutz, Prof. Franz: **Das Hohelied.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1940. (48 S.) gr. 8° = Eichstätter Studien IV. RM 1.50. Bespr. von H. Junker, Trier.

Die aus dem Nachlaß des Verf.s veröffentlichte Studie bringt eine durchgehende, an vielen Stellen vom überlieferten Text weit abweichende Übersetzung des HL. Anmerkungen sollen die entsprechenden Rekonstruktionen des Urtextes zeigen und begründen. W. glaubt auch, eine neue Gesamtauffassung über Inhalt und Aufbau des HL gefunden zu haben. Dar-

über ist hier nichts zu sagen. Denn sie hängt ganz ab von der Haltbarkeit der Textrekonstruktionen, die er bietet. Zu diesen ist zunächst zu sagen, daß W. manche Stellen ändert, an denen der überlieferte Text einwandfrei ist und keiner „Rekonstruktion" bedarf. Gleich im Anfang 1, 2 will W. statt: יַשְׁקֵנִי מִנְּשִׁיקוֹת פִּיהוּ lesen: יַשְׁקֵנִי מָן שִׁכְיָתוֹ פִּהְיִי = „Es tränkt mich ein Gefäß, dessen Trunk meine Betäubung ist". Diese Änderung ist unberechtigt, da MT grammatisch und inhaltlich keine Schwierigkeit bietet. Die stilistische Unebenheit, daß der Wunschsatz: „Er küsse mich mit einem Kusse seines Mundes" unvermittelt in Anrede an den Bräutigam übergeht, ist für den, der um viele ähnliche Übergänge in hebr. dichterischer Rede weiß, kein genügender Grund zur Textänderung. Ebensowenig ist eine solche nötig im Anfang des V. 3, den freilich auch viele andere Textkritiker „verbessern" wollen. Wer sich an die Ausdrucksweise Gen 3, 6: טוֹב לְמַאֲכָל „Gut zur Speise" erinnert, wird die ganz entsprechende Ausdrucksweise טוֹב לְרֵיחַ „Gut zum Geruche" nicht „verbessern" wollen. Aber auch an Stellen, die der Erklärung eine wirkliche Schwierigkeit bieten, wie z. B. 2, 4, ist noch nicht in jedem Falle eine „Textrekonstruktion" der richtige Ausweg. In 2, 4 hängt die Schwierigkeit des ganzen V. daran, daß uns die genaue Bedeutung des Wortes דֶּגֶל in diesem Zusammenhang nicht genügend klar ist. In solchem Falle scheint es mir richtiger, die Undurchsichtigkeit des Textes als Tatsache hinzunehmen, als mit W. die verzweifelte Lesung zu versuchen: הֲבִיאַנִי אֶל בֵּית הַיַּיִן וְדִגְלוֹ עָלַי אַהֲבָה = „Es hat mich niedergeworfen ein Duft mit der üblen Wirkung des Weines, doch seine Sonderheit ist Übermaß an Liebe".

Diese Beispiele zeigen auch alle deutlich die charakteristische innere Schwäche der gesamten von W. gebotenen Textrekonstruktion: Eine Unmenge von neuen Wörtern und Wortbedeutungen wird in das hebr. Wörterbuch eingeführt, deren Existenz und Bedeutung mit dem Lexikon der verwandten semitischen Sprachen begründet werden soll. Im einzelnen Falle läßt sich darüber reden, ob nicht in schwierigen Textstellen vielleicht ein seltenes Wort vorliegt, dessen Bedeutung verloren gegangen ist und darum aus dem allgemeinen semitischen Wörterbuch neu erschlossen werden kann. Wenn aber W. allein im HL nicht weniger als 110 neue Wörter feststellen will (darunter ein dreifaches יָ von verschiedener Bedeutung und Herkunft), so führt das Ergebnis die Methode deutlicher ad absurdum, als es die schärfste Kritik tun könnte. Gewissensbedenken, die man vielleicht noch über ein solches summarisches Verdikt haben könnte, beruhigen sich vollkommen, wenn man die einzelnen Beispiele genauer betrachtet und ihre philologische Begründung prüft. Z. B. in 2, 4 wird ein Wort יָת angenommen mit der Begründung: „arab. wtt, watāwit = üble Einwirkung." Aber der Sg. dieses arab. Wortes existiert gar nicht und ist von W. ganz zu Unrecht erschlossen, weil der Plural watāwit nur eine dialektische Nebenform zu wasāwis ist, das auch nicht die allgemeine Bedeutung „üble Einwirkung" hat, sondern genauer „üble Einflüsterungen" bedeutet, denn es kommt von dem Stamme waswasa = „dictavit alicui animus suus vel Satanas rem inutilem ipsi" (Freytag). Es fehlt also für das angebliche יָת jegliche Grundlage. Nicht bei allen Beispielen ist die philologische Grundlage so brüchig wie bei diesem, aber bei keinem scheint sie mir wirklich tragfähig genug, um die Annahme eines neuen Wortes darauf aufzubauen. Bei aller Achtung vor der Gelehrsamkeit des Verf.s und besonders vor der unverdrossenen textkritischen Arbeit am AT, der W. Kraft und Gesundheit geopfert hat, muß doch deutlich ausgesprochen werden, daß seine „systematischen Wege" nicht wirklich zum echten hebräischen Urtext führen.

Semitistik Islamistik.

Mingana, A.: Catalogue of the Mingana Collection of Manuscripts now in the possession of the trustees of the Woodbrooke Settlement, Selly Oake, Birmingham. Vol. III: Additional Christian Arabic and Syriac Manuscripts. Cambridge: W. Heffer & Sons 1939. (XXVII, 138 S.). 4°. 25 s. Bespr. von G. Graf, Donauwörth.

Nachdem schon zwei Bände mit der Beschreibung syrischer und arabischer Hss der Sammlung Mingana vorausgegangen sind (siehe OLZ 1935, Sp. 304ff. und 1937, Sp. 436ff.), ist nun als dritter ein Erg.bd erschienen, der nachtragsweise noch weitere Hss beider Arten zur Kenntnis bringt. Zwar war es dem schon am 5. Dezember 1937 verstorbenen Verf. versagt, die Ausgabe seines eine reich gesegnete Lebensarbeit abschließenden Werkes noch zu sehen, aber er hinterließ den Text des Kataloges (samt Introductory Note) in solcher Beschaffenheit daß er unverändert in Druck gegeben werden konnte. Pietätvoll widmeten ihm Prof. S. Margoliouth und G. Woledge, welche mit H. L. Gottschalk, dem Verf. der Indices, die Drucklegung besorgten, eingangs eine ausführliche Darstellung seines Lebensganges mit Würdigung seines fruchtbaren literarischen Schaffens und mit Beigabe einer Liste seiner zahlreichen

Publikationen (auch des Porträtbildes am Anfang). Weil außer dem Namen nur wenig von der Persönlichkeit des Verf.s bisher weiteren Kreisen bekannt sein mag, seien aus dieser mit Dank hingenommenen Biographie folgende Lebensdaten als die wichtigsten für eine breitere Öffentlichkeit herausgehoben.

Alphons Mingana war als Sohn einer begüterten chaldäischen Familie in der Umgebung Mosuls am 23. Dezember 1881 geboren und erhielt seine Ausbildung am Lycée St. Jean in Lyon. In die Heimat zurückgekehrt, machte er seine theologischen Studien am Seminar der Dominikaner in Mosul, wo er auch ordiniert wurde und als Lehrer des Syrischen und Direktor des Missionspressewerkes bis Ende 1913 tätig war. Eine schon damals von ihm gesammelte Bibliothek von 70 syrischen Hss (darunter 20 in Pergament) ging im Weltkrieg durch Brand zugrunde. Wegen theologischer Schwierigkeiten verließ A. Mingana im Januar 1913 Stellung und Heimat und kam nach vorübergehendem, zweimonatlichem Aufenthalt in Persien und in Mardin bei einem amerikanischen Missionar nach England, wo er unter dem Einfluß und der Protektion des durch Studium und Neigung mit den Ostkirchen verbundenen Rendel Harris für die Interessen der unter dem Namen Woodbrooke (Colleges) bekannten Quäkerstiftung für soziale und religiöse Studien in Selly Oake, Birmingham, gewonnen wurde. Dort lehrte er zwei Jahre orientalische Sprachen, Arabisch für die Missionäre, Hebräisch für Theologiestudierende, und begann die Ausgabe wertvoller Texte aus der christlich-arabischen und syrischen Literatur unter dem Sammeltitel Woodbrooke Studies.

Im Juli 1915 wurde A. Mingana zur Arbeit an der John Rylands Library in Manchester berufen. In dieser Stellung fertigte er nebst vielen Zeitschriftenbeiträgen (besonders im Bulletin dieser Bibliothek) den Katalog der großen, von den Earls of Crawford begründeten Sammlung arabischer Hss, der erst 1934 erschien. Zugleich (1916—1923) war er Lektor an der Universität Manchester. Dann unternahm Mingana mit der Munifizenz und im Auftrag des für die Orientalia interessierten Dr. Edward Cadbury zwei Reisen in den Irak, nach Kurdistan und in seine Heimat (1924 und 1925) zum Erwerb von Hss, und eine dritte (1929) zum Sinaikloster und nach Oberägypten. Einen kleinen Teil (22 arabische und einige syrische Hss) kaufte die John Rylands Library, den größeren Teil übermachte E. Cadbury der 1925 gegründeten Bibliothek der Selly Oake Colleges unter dem Namen Mingana Collection, als deren Verwalter Mingana selbst seit 1932 wirken konnte.

Von Minganas nahezu 80 Publikationen (ausschließlich Besprechungen) sei außer auf die schon genannten Woodbrooke Studies besonders auf die noch in seine Mosuler Zeit fallende Ausgabe der Narsai homiliae et carmina (1905), auf die Bekanntmachung der Apologie des Islams (The Book of Religion and Empire) von ʿAlī aṭ-Ṭabarī und auf seine vielen Hilfsbücher zum Studium der in seiner näheren und weiteren Heimat gebrauchten Sprachen (außer Arabisch auch Persisch, Türkisch, Armenisch, Kurdisch, Syrisch) hingewiesen.

Der erste Teil des vorliegenden Kataloges bietet eine Fortsetzung der im II. Bd. beschriebenen arabischen Hss christlichen Inhalts in der gleichen Anordnung nach Materien und in derselben Anlage und Ausstattung (Nr. 121 bis 272). Ganz charakteristisch für diesen Ergänzungsteil ist der Zustand der „Handschriften". Es handelt sich nämlich mit Ausnahme von 5 vollständigen Hss um lauter Fragmente mit 1—22 (einmal 36) Blättern. Zumeist sind es die Anfangs- und Schlußblätter eines Kodex, die ja ohnehin bei langer Benützung und wechselnder Aufbewahrung oft zu Verlust gehen. Man kann sich leicht denken, daß ihre Gesamtheit oder ein größerer Teil davon wohl einer zusammengetragenen und erst für den Abstoß an einen Käufer beachteten Masse „Altpapier" zugehörte. Ein anderes Charakteristikum ist ihre fast ausnahmslose Herkunft aus dem Sinaikloster. Die Herausgeber bemühten sich um die Nachprüfung einer Identität oder Zusammengehörigkeit mit den von Mrs. Gibson und Mrs. Lewis katalogisierten Hss (Studia Sinaitica No. I und III, 1894), aber ohne Erfolg; sie meinen, daß wenigstens die arabischen Stücke schon vor dem Besuch dieser beiden gelehrten Schwestern aus dem Kloster (oder vielmehr aus der Bibliothek? [der Ref.]) entfernt worden sein müßten (s. S. XXI).

Trotz der Geringheit ihres Umfanges beanspruchen nicht wenige dieser Fragmente besondere Beachtung wegen ihres Alters und ihres Inhaltes. Erscheint doch in Nr. 165, einem Pergament-Palimpsest mit zweimaliger arabischer Beschriftung, etwa 770 („Early Kūfi-Naskhi") und etwa 850, wenn die Schätzung Minganas richtig ist, das älteste Dokument christlicharabischen Schrifttums; leider scheint Text und Inhalt der Primärschrift nicht mehr feststellbar zu sein; die Oberschrift gibt ein Bruchstück einer Rede oder Abhandlung wieder, worin die Kirche oder das Himmelreich mit der Arche Noes verglichen wird. Viele andere Fragmente entstammen noch dem 9. und 10. Jahrh. (siehe S. XXVf. und 103). Sie bestätigen oder vermehren unsere Kenntnis von dem Bedarf und dem Gebrauch des Lesestoffes, der den Mönchen jenes Klosters und jener Zeit — den meisten wohl schon mit arabischer Muttersprache — eigentümlich war.

Eine wertvolle Erkenntnis für die Literaturgeschichte bringt schon die erste Nr. 121, 3 Blätter mit einem Index der einst im Kodex enthaltenen alttestamentlichen Weisheitsbücher einschl. Job und dem Anfange einer Vorrede zu den Prov. Da von dieser ein Inzipit wiedergegeben wird, kann festgestellt werden, daß es sich um den Prolog handelt, den der Syrer al-Ḥārit ibn Sinān ibn Sinbāṭ seiner Übersetzung der 4 Sapientialbücher Prov, Eccl, Sap und Cant beigegeben hat (s. cod. Med. Laur. or. 18, jetzt 78). Derselbe übertrug aber auch die syrische Hexapla des Pentateuchs. Aus dem

Alter des Fragmentes in der Mingana Collection („A Christian Kūfi hand of about A. D. 950") kann nun entnommen werden, daß die Zeit jenes verdienten Dolmetsch wenigstens schon vor Mitte des 10. Jahrh. anzusetzen ist, während die älteste Hs seiner Pentateuchversion, Vat. ar. 1, in ihrem ursprünglichen Teil dem 13. Jahrh. zugehört. — 131, 1 Pergamentblatt („about A. D. 830") mit dem Anfang eines Psalmbuches ist nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen der Eigentümlichkeit interessant, daß im mitgeteilten Titel, der auch die „Argumente" für die ersten 3 Pss zusammenfaßt, die koranschen Reimnamen Ṭālūt und Ǧālūt (s. Sure 2, 248. 250—252) für Saul und Goliath erscheinen: „Buch Davids, des Propheten, des Sohnes des Jassā, des Königs. Darin sind Weissagungen über Christus, über die Gottlosen, über seinen Sohn Abī Šālūm (Absalom), und über Ṭālūt und Ǧālūt". Der erstere Name kehrt in der Sonderüberschrift zu Ps 3 wieder: „Als ihn Ṭālūt verfolgte". M. hält das Fragment für das älteste „specimen" einer Übersetzung des A.T.

Nr. 142, 1 Blatt mit einem Bruchstück aus den Thomasakten, und 231, 4 Blätter mit je einem Bruchstück aus der Kreuzauffindungslegende und aus der Geschichte des Apostels Philippus, sind zerstreute Teile aus Nr. 91 (9. Jahrh., beschrieben im II. Bd.). Nr. 144, 2 Perg.-Blätter (9. Jahrh.) enthält Teile eines griechischen (Evv- ?) Lektionars mit einer arabischen Lesernotiz (14. Jahrh.). Manche Stücke enthalten als restliche Anfangs- und Schlußblätter von Kodizes nur einen Index oder Teile eines solchen, geben aber damit wieder einigen Aufschluß über einst vorhandene Übersetzungsliteratur. — An vollständigen (oder nahezu vollständigen) Hss enthält der erste Teil des Bandes nur folgende: 129 (etwa Jahr 1580): Evv bis Joh. 19,21 nach der ägyptischen Vulgata; 152 (Jahr 1470): zweiter Halbteil des Synaxars der Kopten; 158 (etwa Jahr 1680): melchitisches Horologion, Menologion, Triodion und Zugaben; 163 (Jahr 1848): koptisch-arabisches Horologion (aǧabijja); 188 (Jahr 1334/35): das zweiteilige Rechtswerk des Kopten aṣ-Ṣafī ibn al-ʿAssāl.

Der zweite Teil des Bandes (Additional Syriac Mss. continued from Vol. II) gibt wieder, wie in den vorausgehenden Bänden, die Reihenfolge der Hss nach den Bibliotheksnummern (623—662) mit Einschluß der Karšūnī-Hss (M. schreibt regelmäßig Garshūni). Es erscheinen darunter auch Stücke aus dem 5.—7. Jahrh. (s. S. XXV), als ältestes 629 („about A. D. 400—450"), 2 Perg.-Blätter mit III Makk 4, 15—5, 5; 5, 31—43; und 653, 1 Palimpsestbl. mit Num 26, 15—48 („about A. D. 450—500") in der Primärschrift. — Auch die übrigen Texte syrischer Sprache sind nur Fragmente von wenigen Blättern meist biblischen Inhalts; dazu 639 (etwa Jahr 1200), 2 Blätter aus den Pilatusakten mit einer dem griechischen Text konformen Übersetzung; der syrische Wortlaut wird (S. 79—81) abgedruckt und (S. 81 bis 85) übersetzt mit Beigabe der englischen Übertragung des griechischen Originals aus der Ausgabe von M. R. James, The Apocrypha of the New Testament, S. 96f. Ein Textabdruck ist auch der Beschreibung der Hs 662 (etwa (Jahr 800) mit Bruchstücken einer griechisch-römischen Geschichte und Mythologie beigefügt samt Übersetzung der koptischen Überschriften (S. 95—101).

Von den Karšūnī-Hss muß vor allem 624 (Jahr 1639) hervorgehoben werden; sie enthält das Prophetenbuch und IV Esra, abgeteilt in „1. und 2. Buch des Esra"; zu Jer ist in der Überschrift der Übersetzer genannt: „Pinon b. Ayyūb (Job) Sahhār", wozu M. beifügt: „of whom I know nothing"; in Wirklichkeit ist es der als Übersetzer von Job, Sir und Propheten (wenigstens zum Teil) schon längst bekannte Pethion, arab. Faṭjūn ibn Ajjūb as-Sahhār (in der Mitte des 9. Jahrh.; s. A. Vaccari in Biblica 3 [1912] 413—416; O. Löfgren, Studien zu den arabischen Danielübersetzungen. Uppsala [1937] 49—51). Beachtenswert sind ferner 623 (Jahr 1738): ein maronitisches Jahreslektionar, und 626 (Jahr 1662): ein maronitischer Codex juris, zumeist Ehe- und Erbschaftsrecht betreffend, verfaßt von Michael Saʿādah ibn Anṭūn ibn Šamʿūn al-Ḥaṣrūnī, Bischof von Ṭrāblus (1644—1669) auf Anordnung des Patr. Johannes (1656—1665).

Ein „General Index" und ein „Subject Index" (Sachregister) erleichtern die Benützung des III. Katalogbandes der Mingana Collection, mit dem der Verf. der Erforschung der Literaturen des christlichen Orients einen letzten großen Dienst erwiesen hat.

Yaltkaya, Şerefeddin: İbni Hassul'ün Türkler Hakkinda Bir Eseri Yazan: Abbas Azzavî. Istanbul: Maarif Matbaasi 1940. (32 S. u. ٥١ arab. S.) gr. 8° = Belleten Nr. 14—15 ten ayrı basım. Bespr. von C. Brockelmann, Halle/S.

Einer jener federgewandten Sekretäre, die den türkischen Eroberern Irans für den Verkehr mit ihren Untertanen unentbehrlich waren, Abu'l -ʿAlā' Muḥammad b. ʿAlī b. al-Ḥassūl aus Hamaḏān hatte erst dem Ġaznawiden Masʿūd als Leiter seines Dīwān ar-Rasā'il gedient und war nach dem siegreichen Vordringen des Seldschuken Tuġril Beg in gleicher Eigenschaft an dessen Hof zu Raiy übergesiedelt, wo er

um 450/1058 aus dem Leben schied; als Diener beider Dynastien führte er den Ehrentitel Ṣafī al-ḥaḍratain. Ṯaʿālibī, der ihn als jungen Mann in Nīsābūr getroffen hatte, und al-Bāḫarzī erwähnen ihn in der *Tatimmat al-Yatīma* und der *Dumyat al-qaṣr* nur kurz unter dem Schwarm gleichstrebender Literaten, und er wäre sicher der Vergessenheit anheimgefallen, wenn er sich nicht seinem neuen Herrn und dessen Wezir ʿAmīd al-Mulk al-Kundurī durch ein schmeichlerisches Sendschreiben *Taḍḍīl al-Atrāk ʿalā sāʾir al-aǧnād wamanāqib al-ḥaḍra ʿal-alīya as-sulṭānīya* empfohlen hätte. Während al Ǧāhiz in seiner *R. fī manāqib at-Turk* wenigstens einige wertvolle Mitteilungen zur Ethnographie der Türken bieten konnte, haben wir es hier nur mit einem rhetorischen Kunststück zu tun, in dem das eigentliche Thema ganz zurücktritt. Das Schriftchen beginnt mit einer scharfen Polemik gegen Ibr. b. Hilāl aṣ-Ṣābīs *k.at-Tāǧī*, das die von den Seldschuken verdrängte Dynastie der Buyiden verherrlicht hatte. Er bekämpft besonders aṣ-Ṣābīs geschmacklosen Versuch, diesen einen arabischen Stammbaum zu zimmern; dabei erhalten wir im Vorbeigehen wenigstens ein paar wertvolle Mitteilungen über die Stammesgliederung der Dailam (S. 31). Nach einigen weiteren Seitenhieben gegen die iranische Sagengeschichte, kommt er auf S. 39—41 an sein eigentliches Thema, die militärische Tüchtigkeit der Türken, und schließt mit dem Lobpreis seines Fürsten und dessen Ministers. Das Schriftchen ist uns in einer 649/1251 von dem bekannten Gelehrten M. b. al-Ḥ. aṣ-Ṣaġānī hergestellten Abschrift, jetzt im Besitz Anastase Élie al-Kirmilīs, erhalten; eine Kopie war schon aus der Ägypt. Staatsbibliothek bekannt geworden, in deren Beschreibung (Kat. V, 198) der Name des Verf.s zu b. Ḥaul entstellt war (danach mein Suppl. I, 553). Der um die Geschichte des ʿIrāq verdiente Rechtsanwalt ʿAbbās al-ʿAzzāwī hat nun die Schrift autographiert und mit nützlichen Anmerkungen und einer ausführlichen Einleitung versehen; diese sowie den Text b. al-Ḥassūls hat der Arabist der Istanbuler Universität Ṣerefeddīn Yaltkaya, manchmal wohl etwas zu frei, ins Türkische übertragen. Auf einige Unstimmigkeiten des im ganzen gut überlieferten Textes weist der Übersetzer in seinen Noten hin; sie mögen zum Teil auf Auslassungen beruhen, gehen aber zum Teil wohl schon auf den Verf. zurück, dem es mehr auf tönenden Wortschwall als auf Logik ankam, zumal er wußte, daß der Hauptadressat Tuġril Beg von seinem Schreiben nur erst wieder durch eine Übersetzung Kenntnis nehmen konnte.

Littmann, Enno: **Ägyptische Nationallieder und Königslieder der Gegenwart** in Umschrift hrsg. und übers. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft; F. A. Brockhaus in Komm. 1938. (IV, 40 S.) gr. 8° = Abh. f. d. Kunde d. Morgenlandes, XXIII, 4. RM 2.50; kart. RM 3.20. Bespr. von W. Björkman, z. Zt. im Felde.

In dieser kleinen Sammlung sind 7 Nationallieder und 10 Königslieder in Umschrift mit deutscher Übersetzung veröffentlicht. Die politische Entwicklung in Ägypten seit dem Weltkriege bot ja Gelegenheiten genug, bei denen die Wogen des Vaterlandsgefühls hochgingen, nicht nur bei den Unruhen unmittelbar nach dem Kriege bis zur sogenannten Unabhängigkeitserklärung vom 28. 2. 1922, sondern auch bei der Unterzeichnung des Vertrags mit England am 26. 8. 1936, bei der Hochzeit des jungen Königs Faruk am 20. 1. 1938 und an seinem Geburtstag am 11. März, und zu all diesen Gelegenheiten finden wir hier Lieder. Sie sind zum Teil in der Schriftsprache abgefaßt, zum Teil im Dialekt, und sie stammen nicht nur aus Kairo, sondern auch aus Oberägypten. Gerade die oberägyptischen Lieder scheinen wegen ihrer Form, einer neuen Gedichtart, genannt Monologe (*manalōgât*), und wegen ihrer besonders innigen und typisch ägyptischen Einstellung wesentlich zu sein. Sie waren zum Teil schwer aufzutreiben, nicht gedruckt, sondern nur mündlich überliefert und gesungen, zum Teil auf Schallplatten, wie der Hrsg. in der Einleitung näher ausführt. Wir können ihm für diese Sammlung nur dankbar sein, nicht nur daß die Texte einwandfrei sind, auch die Übersetzung hat der Hrsg. in seiner meisterhaften Weise genau und zugleich lesbar geformt. Gewiß ist es nur eine Auswahl von vielen ähnlichen Liedern, aber eine bezeichnende und wohlüberlegte Auswahl. Die Lieder aber sind eine notwendige Ergänzung der äußeren politischen und kulturellen Nachrichten, die im Oriente Moderno gebracht werden, und spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle beim nationalen Streben der Ägypter, die bisher vielleicht nicht gebührend gewürdigt wurde.

Guidi, Ignazio: **Supplemento al Vocabolario Amarico-Italiano.** Compilato con il concorso di Francesco Gallina ed Enrico Cerulli. Roma: Istituto per l'Oriente 1940—XVIII. (VII S. u. 268 Sp.) 4° = Pubbl. dell'Istituto per l'Oriente. 50 Lire. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Das *Vocabolario Amarico-Italiano* compilato da Ignazio Guidi, das 1901 in Rom erschien, war in der Tat, wie der Herausgeber des hier zu besprechenden Supplemento sagt (S. III), *l'insuperato repertorio* der amharischen Sprache, wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrh. gestaltet hatte. Jenes Buch, das für alle unentbehrlich

ist, die sich mit dem Amharischen beschäftigen, trug die Widmung: Amicis optimis Michaeli J. de Goeje et Theodoro Nöldeke amicissimus auctor D. D. D. So ist es ein bleibendes Ehrenmal für diese drei dahingegangenen großen Meister der italienischen, deutschen und niederländischen Orientalistik. Nach dem Erscheinen des Vocabolario wurde mancherlei neues Material zur Kenntnis des Amharischen veröffentlicht. Aus ihm sammelte der unermüdlich bis zu seinem Heimgang schaffende Gelehrte Nachträge, die er in Form eines kleinen Ergänzungsheftes herauszugeben beabsichtigte. Er zeigte die von ihm gesammelten Nachträge dem Prof. F. Gallina am R. Istituto Orientale di Napoli, und von diesem erhielt er so viele und wichtige *aggiunte*, daß er sich entschloß, diesen Plan aufzugeben und ein längeres Supplement als gemeinsame Arbeit von ihm und F. Gallina zu veröffentlichen. Der Druck wurde begonnen, aber durch einen Brand in der Tipografia dei Lincei unterbrochen und konnte vorläufig nicht zu Ende geführt werden. Aber er lag, wie man sich denken kann, I. Guidi doch sehr am Herzen, und als er drei Jahre vor seinem Tode einige Arbeiten, die er seit langer Zeit vorbereitet hatte, in Druck geben wollte, erinnerte er sich seines Supplemento und bat E. Cerulli, den Druck zu überwachen, da er selbst wegen seiner schwachen Sehkraft die Korrekturen nicht mehr lesen konnte. In einem Briefe an mich bezeichnete er seine letzten Arbeiten als *quasi de domini funere rapta sui*.

E. Cerulli war durch seine gründliche Kenntnis des Amharischen und vieler anderer südabessinischer Sprachen vortrefflich darauf vorbereitet, die Herausgabe eines amharischen Wörterbuches zu übernehmen. Auf seinen verschiedenen Forschungsreisen und während seiner administrativen Tätigkeit im italienischen Kaiserreiche Abessinien hat er ferner vielerlei gesammelt, das er zu seiner Ausgabe beisteuern konnte. Freilich wurde er in seiner Herausgeberarbeit sehr oft durch andere Pflichten gestört, und so vergingen sieben Jahre, ehe das fertige Buch erscheinen konnte. Im ersten Satze seiner Vorrede sagt Cerulli, die Geschichte dieses Supplemento würde beinahe einen ebenso großen Band erfordern wie das Werk selber, und später bemerkt er, daß die Korrekturen in den verschiedensten Teilen Europas und schließlich in Addis Abeba und in Harar gelesen werden mußten. Es ist daher aufs höchste anzuerkennen, daß er trotz allen Schwierigkeiten das Werk zu Ende geführt hat.

Über die Anlage und das Ziel des Supplemento berichtet die Einleitung, die noch aus der Feder von Ignazio Guidi stammt. Während er bei der Ausarbeitung des Vocabolario sich der dauernden Hilfe des ungewöhnlich kenntnisreichen Abessiniers Kefla Giorgis erfreute, konnte er für die Nachträge wiederum bei Abessiniern Unterstützung finden; das waren die amharischen Werke des Prof. Afevork und die mündlichen Mitteilungen des Alaqā Sāhlē. Für lexikalische Arbeiten europäischer Gelehrter über moderne orientalische Sprachen ist die Mitwirkung der einheimischen Sprachkenner unentbehrlich. Wörter, die nicht zur *vera e genuina lingua* gehören und einfache Umschreibungen europäischer oder arabischer Wörter sind, sind ausgeschlossen, aber echte Neologismen, die ins Amharische eingedrungen sind, sind aufgenommen. Die Werke europäischer Orientalisten sind teilweise herangezogen. Das groß angelegte Werk des verdienten englischen Verwaltungsbeamten und Forschers C. H. Armbruster *Initia Amharica* ist gelegentlich benutzt, wie man beim Durchlesen des Supplemento feststellen kann; das English-Amharic Dictionary von Consul C. H. Walker (vgl. meine Besprechung OLZ 1929, Sp. 575—579) ist nicht erwähnt; von dem Dictionnaire Amarigna-Français von J. Baeteman (meine Besprechung OLZ 1932, Sp. 679—681) sagt der Verf., daß er es nicht habe benutzen können. Das sehr ausführliche Amharic-English Vocabulary von Armbruster (1920), von dem freilich nur Volume I erschienen ist, wird nicht ausdrücklich erwähnt; aber es war dem Verf. bekannt. In der Liste der Abkürzungen (S. VI—VII) werden manche neuere Schriften über die amharische Sprache, Literatur und Volkskunde angeführt. Da ich einige dieser Werke, vor allem die von M. Cohen und E. Mittwoch, selber ausgezogen und die dort mitgeteilten neuen Wörter in mein Exemplar des Vocabolario eingetragen habe, konnte ich feststellen, daß sie im Supplemento zwar teilweise, aber nicht vollständig verwendet sind. Auch aus Reisewerken wie denen von Azaïs-Chambard, Cinq Années de Recherches Archéologiques en Éthiopie (meine Besprechung OLZ 1933, Sp. 695—698), und Cheesman, Lake Tana and the Blue Nile (meine Besprechung OLZ 1938, Sp. 237—243) u. a. habe ich einige Wörter nachtragen oder genauer bestimmen können. Die beiden letzteren Werke konnten dem Verf. noch nicht bekannt sein. Der Herausgeber sagt daher auf S. IV, das Supplemento sei nicht eine *schedatura completa* aller europäischen und amharischen Publikationen seit 1901, wohl aber — und das mit vollem Recht — ein wichtiger Beitrag zur amharischen Lexikographie.

Die außerordentlich wichtigen Canzoni geez-amariña in onore di Re Abissini, die im Jahre

1889 von I. Guidi herausgegeben wurden, sind weder für das Vocabolario noch für das Supplemento benutzt worden, da sie nicht dem modernen Amharisch angehören. Die darin enthaltenen Wörter wären aber in einem amharischen Wörterbuch durchaus angebracht. Ich ließ mir diese Lieder auf Anraten von I. Guidi im Jahre 1900 von dem oben genannten Kefla Giorgis in Jerusalem erklären, und auf Grund meiner damals gemachten Aufzeichnungen gab ich eine deutsche Übersetzung heraus: Die Altamharischen Kaiserlieder (Straßburg 1914). Auch trug ich sämtliche Wörter aus diesen Liedern sowie Erklärungen von Kefla Giorgis in mein Exemplar des Vocabolario ein. Vielleicht wird es mir noch einmal möglich sein, eine genaue Prosa-Übersetzung mit einem vollständigen Wörterverzeichnis zu veröffentlichen. Einige Proben meiner Nachträge daraus, sowie aus neueren Werken möchte ich hier mitteilen; an eine vollständige Aufzählung kann hier nicht gedacht werden.

Aus den *Canzoni geez-amariña* sei das Folgende erwähnt. Zu Spalte 1: **ሐበይ** (Lied X, 45) „Heuler", eigentlich „*ḫā*-Sager", zugleich ein Beleg für das nicht mehr gebräuchliche Partizip von **አለ**. — Zu Sp. 3: **ሐርብ** „Truppe, Heer" (Lied V, 25); „Krieg" (XI, 15). — Zu Sp. 18: Das Verbum **ላጠ** (allerdings teilweise in archaistischer Form) wird in Lied I in der Bedeutung „sich abhäuten" und „abfressen" gebraucht. — Zu Sp. 42: Das Wort **መገን** (IV, 45ff.) bereitete uns in Jerusalem Schwierigkeiten. Im Herbst 1900 ließ mir Kefla Giorgis durch I. Guidi und dieser durch Th. Nöldeke mitteilen, daß es bei den Wollo und Jedschu „grande, grandezza" bedeute; so steht es nun auch im Supplemento. Inzwischen hat es sich bei Cerulli, Folk-Literature of the Galla 33, Z. 35 gefunden, und bei Azaïs-Chambard, S. 110, ist es gleichbedeutend mit *Amin*. — Zu Sp. 63: In Lied X, 12 wurde mir **ሰይጣን** als „furchtloser Held" erklärt. Auch im Neuarabischen werden *šaiṭân* und *ʿafrît* etwa in der Bedeutung „Teufelskerl" gebraucht. Es ist interessant, daß nach Sp. 174 der Geistername **ዛር** in ähnlicher Weise angewandt wird. — Zu Sp. 84: Das Verbum **ቄረጠ** in der Form **ቈረጸ** kommt in Lied I in verschiedenen Bedeutungen vor; es bezeichnet das Weiterzüngeln des Feuers, das Schnauben des Büffels, und das Abhauen mit dem Schwerte. — Zu Sp. 89: Das Wort **ቃኖ** findet sich mehrfach in Lied XII, das eigentlich kein Lied ist, in Zusammensetzung mit anderen Wörtern als Bezeichnung von Truppenteilen. — Zu Sp. 110: Das Wort **ታቦት** (in V, 2, 52) hat nach Kefla Giorgis in der Umgangssprache auch die Bedeutung „Kirche". — Zu Sp. 125 hätte **አመር**, das Vocabolario, Sp. 420, in Klammern gesetzt ist, genannt werden können mit Verweis auf **ሐመር** in Sp. 2; Lied IV, 4 und X, 58 haben **ሐመር** bzw. **ሓመር** in der Bedeutung „Rotfuchs (Pferd)".

Einige der aus M. Cohen, Documents ethnographiques d'Abyssinie, nicht angeführten Wörter sind die folgenden. Zu Sp. 51: *silbāddā* (S. 37) „eine Haartracht". — Zu Sp. 73: *šäklañña* (S. 19) „Töpfer". — Zu Sp. 75: *šəftā* (S. 35) „eine Haartracht". — Zu Sp. 118: *nədəf* oder *nədf* (S. 3) „coton cardé". — Zu Sp. 131: *əššəm* (S. 35) „eine Haartracht". — Zu Sp. 238: *ṭarb* (S. 27) „Querbalken". — Zu Sp. 238: Es heißt auf S. 22, die europäischen Tische würden im Süden mit dem aus dem Griechischen entlehnten Geʿez Wort *ṭārāp̣ēzā* oder *ṭārāb̠ēzā* bezeichnet. Ersteres ist ein gelehrtes Wort; denn die Aussprache mit *p̣* ist nicht recht volkstümlich. Letzteres ist vielleicht erst aus dem Neuarabischen herübergenommen, wo *ṭarabêza* sehr gebräuchlich ist. — Zu Sp. 245: *ṭəṷṷīt* (S. 20) „kleiner Topf."

Auch aus M. Cohen's Couplets Amhariques du Choa lassen sich Wörter nachtragen. Dazu gehören die folgenden. Zu Sp. 34: **ሚኒስቴሮች** (S. 68, Vers 28) „die Minister". — Zu Sp. 125: *ammāmmama* (S. 70, Vers 39) „faire que quelqu'un se rende malade". — Zu Sp. 128: **አራዳ** (S. 64), der „Markt" von Addis Abeba, wird genauer beschrieben; vgl. auch Baeteman, Sp. 571. — Zu Sp. 138: *astanāggada* (S. 65) „donner l'hospitalité". — Zu Sp. 158: **ኩኩ** (S. 90) „eine Vogelart". — Zu Sp. 197: *Dāwīt* (S. 46, Vers 2) „les prières".

Schriften von E. Mittwoch: 1. Proben aus amharischem Volksmunde; 2. Abessinische Kinderspiele; 3. Abessinische Erzählungen und Fabeln; 4. Die amharische Version der Soirées de Carthage.

1. Zu Sp. 121: **ኡ** (S. 31) „eine Interjektion zum Zeichen der Verächtlichkeit und Geringschätzung oder als Hilferuf bei Gefahr". — Zu Sp. 125: **እሜቴ** (S. 17; ferner Kinderspiele, S. 13, Anm. 11; Cohen, Couplets, S. 44) „meine Herrin", verkürzt aus **እመቤቴ**. — Zu Sp. 164: Das Wort **ወስከንቢያ** „Deckel der Saucenschüssel" ist nach S. 46, Anm. 2, aus **መስ** ... entstanden und gehört daher zur Wurzel **ከነበ**, von der auch *mäkkänänäb* (Cohen, Documents, S. 33) abgeleitet ist. — Zu Sp. 169: **ዋይዋይታ** (S. 27) „Wehrufen, Geschrei". **ዋይታ** ist nach Chaîne, La poésie chez les Éthiopiens, S. 28, das „Klagelied".

2. Zu Sp. 149: **አፈሮ** (S. 15, Anm. 11) „Schmutzfink". — Zu Sp. 154: **ኩርፊት** (S. 15, Anm. 5) „Fratze", und **ኩርፋዲ** (S. 15, Anm. 9) „Zwergmaulesel mit sehr kleiner Schnauze". —

Zu Sp. 251: ቊቃ (S. 31, Anm. 9) steht für ቊቃ ፡ ሹም, dessen Tätigkeit im Vocabolario (Sp. 847) genau beschrieben ist. Die Abkürzung ቊቃ ist mir auch aus dem Tigriña und Tigrē bekannt.

3. Zu Sp. 11/12: ልብ ፡ ገዛ (S. 34, Anm. 3) „Verstand annehmen". — Zu Sp. 100: በለቅ (S. 7, Anm. 3) „gemischtfarbig".

4. Die *Soirées de Carthage* sind, wie ich in meiner Besprechung (OLZ 1935, Sp. 449) hervorhob, in gutem literarischem Amharisch geschrieben. Daher fehlt es nicht an *mots savants*, d. h. äthiopischen oder amharisierten äthiopischen Wörtern, von denen ich a. a. O. einige Beispiele angeführt habe; diese Wörter sind natürlich nicht volkstümlich. Auch bei umschriebenen arabischen Wörtern hat man teilweise den Eindruck, daß sie nur literarische Einzelerscheinungen sind. Das arabische Wort *miḥrāb* wird den muslimischen Amharern bekannt sein und vielleicht verschieden gesprochen; in den *Soirées*, wird es ሚራብ (52, 8ff.), ሚህራብ (88, 10) und ሚሕራብ (91, 3) geschrieben. Dagegen sind ሽቡክ „Tabakspfeife" und ደርዉሽ „Derwisch" (72, 7. 8. 12. 13) umschriebene arabische Wörter und dort durch amharische Wörter erklärt. Das amharische Wort መሥመር „Zeile" ist 71, 10 für „Koranvers" gebraucht.

Das eigenartige und für die Kenntnis abessinischen Volksbrauchs sehr wichtige Buch von Griaule, Le livre de recettes d'un dabtara abyssin, ist im Supplemento mehrfach zitiert. Man könnte noch einige Wörter hinzufügen. Zu Sp. 27: ሙርጥ bedeutet, wie Vocabolario, Sp. 70, angegeben ist „deretano"; es wurde mir von einem Tigrē-Mann durch das gleichbedeutende *'angab* erklärt. Im Supplemento wird auch die Bedeutung „membro virile" angegeben; und so wird es bei Griaule, S. 103, durch „région génitale" übersetzt. Ähnliche Bedeutungsübergänge kommen auch in anderen Sprachen vor; vgl. ZDMG, Bd. 73, S. 240f. — Zu Sp. 89: ቄነሰ bedeutet nach Griaule, S. 108, Anm. 1 „puer". — Zu Sp. 130: Das Geʿez Wort እስኪት wird bei Griaule, S. 122ff. inmitten amharischer Texte für „la verge" gebraucht. (Nebenbei bemerkt, bedeutet dort S. 123, Z. 6 አኽያ natürlich nicht „Esel", wie Griaule annimmt, sondern ist mit dem folgenden Worte zu verbinden; das ergibt die Zauberformel *'ahyā šar-ahyā*, die aus dem Hebräischen entlehnt ist).

Die Zusätze von Cerulli sind besonders wertvoll; sie beziehen sich auf den einheimischen Sprachgebrauch — wie z. B. die Ausführungen über ንጉሥ ፡ ይሙት und መንግሥት ፡ ይሙት (Sp. 39), ማንዘራሽ (Sp. 35) „gemeines Volk", wörtlich „wer hat dich gesät?" mit verächtlich gebrauchtem Femininsuffix, ሱቄ (Sp. 57) „Karawanenstation" — oder auf genauere Bestimmung von Ämtern und Titeln — wie z. B. ቢትወደድ (Sp. 106), ግርማዊ (Sp. 210) „Majestät" — und manches andere. Aus den Schriften, die im Supplemento nicht oder wenig herangezogen sind, ließe sich etwa folgendes noch genauer bestimmen: Krankheiten nach E. Nägelsbach, Ärztliche Erfahrungen im Hochland von Abessinien (Arch. f. Schiffs- und Tropenhygiene, Bd. 38, 1934); Dinge materieller Kultur nach Jahresber. d. Ethnol. Sammlung Bern 1923, Beilagen, sowie nach E. F. Rohrer, Beiträge zur Kenntnis der materiellen Kultur der Amhara (Dissertation, Bern 1932); Tiere und Pflanzen nach Cheesman, Lake Tana and the Blue Nile, sowie nach Armbruster, Initia Amharica II, und Missione di Studio al Lago Tana, Rom 1938. Es würde zu weit führen, hier die Einzelheiten mitzuteilen. Mehrere der genannten Schriften konnten dem Verf. noch nicht bekannt sein, und für den Herausgeber war es unmöglich, allę diese Schriften durchzuarbeiten. Aus dem Buche von Faitlovitch, Quer durch Abessinien, wäre noch nachzufügen መርገም ፡ ቤት (S. 152) „Absonderungshaus der Frauen" (zu Sp. 26) und መስግድ (S. 88) „Synagoge (Tempel) der Falascha" (zu Sp. 29).

Die Neologismen und Fremdwörter sind, wie schon erwähnt wurde, mit Absicht nur zum Teil aufgenommen. Bei manchen ist die Etymologie angegeben, bei anderen nicht. Darin hätte etwas konsequenter verfahren werden können. Freilich wird sich der Kenner ohne weiteres sagen, daß ነሲብ (Sp. 115) das arabische نصيب ist, daß ቡምባ „conduttura d'acqua" (Sp. 101) von *pompa* kommt, daß ባንክ (Sp. 106) entweder das französische *banque* ist oder das englische *bank*, daß ጊኒ (Sp. 222) das englische *guinea* ist. Bei ከርከሩሚ „tacchino" (Sp. 153) denkt man an كركى رومى, bei ከረጃ „portamonete, valigia" (Sp. 153) an خرج oder خرجة, bei ከጀለ „pensare" (Sp. 159) an خجل. Wörter wie ቴሌግራም, ቴሌግራፍ und ቴሌፎን (s. Armbruster II, S. 329) hätten meines Erachtens aufgenommen werden können, da sie jetzt doch wohl allgemein bekannt sind. Freilich hat man, wie Sp. 51 s. v. ስልክ (= arab. *silk*) gezeigt ist, einheimische Ausdrücke geprägt; aber da, wie Cerulli hinzufügt, *rādyō* viel gebräuchlicher ist als der neugebildete amharische Ausdruck, so werden auch *tälägrāf*, *tälägrām* und *täläfʷōn* ebenso im Sprachgebrauch verwandt werden wie z. B. *sīnāmā* „cinema(tografo)", Sp. 59, und *šambāñ* „champagne (vino)", Sp. 72.

Eine eigenartige Bedeutungsentwicklung weisen die Wörter *lālībalā* und *za-lībānōs* auf.

Ersteres bedeutet nach Nägelsbach (S. 107) „aussätzig", und so hat Foot, *A Galla-English English-Galla Dictionary*, S. 39: *laleballa* leper. Im *Vocabolario*, Sp. 13, und bei Baeteman, Sp. 42, bedeutet es „Bettler"; aber Guidi verweist auch auf ቁምጥና (Sp. 251), wo ziemlich eindeutig der Aussatz beschrieben wird. Nach Sp. 173 bedeutet *za-lībānōs* „sciocco (abusivamente usato)". Der Zusammenhang dieser beiden Bezeichnungen mit dem König Lālībalā und dem berühmten Kloster Dabra Lībānōs ist nicht ganz klar. Der Name *lālībalā* soll bedeuten „die Bienen kannten seine Güte", und dies bezieht sich auf das Bienenwunder bei seiner Geburt; vgl. Perruchon, Vie de Lalibala, S. 12. Da Lālībalā als armer Mann gelebt haben soll, könnten Arme und Bettler nach ihm benannt sein, und „arm" könnte ein Euphemismus für „aussätzig" sein wie *maskīn* im Syrischen und Arabischen. Die Mönche von Dabra Lībānōs mögen vom Volke als „dumm" bezeichnet sein; oder vielleicht war im Kloster ein Asyl für Irre, und daher könnte der Ausdruck „von Lībānōs" = „dumm" entstanden sein.

Das Supplemento bringt eine große Anzahl von sehr erwünschten Beiträgen zur abessinischen Namenkunde. Beinamen bzw. Kriegsnamen von führenden Persönlichkeiten werden mitgeteilt sowie einige sehr charakteristische Eigennamen, z. B. እቴ፡ነኽ „du bist meine Schwester" (Sp. 134); እት፡አገኘሁ „ich habe eine Schwester gefunden" (ebd.); ወንድም፡አገኘሁ „ich habe einen Bruder gefunden" u. a. m.

Ein paar kleine Schönheitsfehler mögen hier angeführt werden. Das Wort ሽምባኻ sollte nicht in Sp. 72, sondern in Sp. 68 stehen; ክርስትና und der folgende Ausdruck (Sp. 152) sollten vor ከረተ stehen; ፋሲካ (Sp. 261) sollte vor ፎሲጣ eingereiht sein. Die Abkürzungen GRJD (Sp. 4) und GRIP (Sp. 8) sind S. VI/VII nicht erklärt. S. V, Z. 1 von unten ist „Literaturzeitung" zu lesen statt „Literatur". Die Bemerkung über መሐያ (Sp. 20) hätte näher ausgeführt werden müssen mit Verweis auf Vocabolario, Sp. 902, und auf *māhîya* „stipendio". Sp. 187, Z. 14, l. 68 statt 48; Sp. 199, Z. 20 l. ድግድጋት statt ደግደጋት. Sp. 212, Z. 3 von unten l. proprietor und ገራዲ. Sp. 214, Z. 12 von unten l. trefoil ARM, II, 356 (Go.). Das Wort für „Trompete" hat allerlei Pech gehabt. Schon bei Dillmann steht im Text der Druckfehler መትቀዕ (Sp. 1224), der aber Sp. 1434 in das richtige መጥቀዕ verbessert ist. Nun steht hier Sp. 32: „መትቀእ trompette JIB 348 (GR 58)". Zu JIB hätte II hinzugefügt werden sollen; dort steht in der Tat *matqe'* als Druckfehler für *maṭqe'*. Also müßte auch hier in Sp. 32 መጥቀዕ stehen; denn im Texte von JIB findet sich z. B. መጣቀዕተ auf S. 34, Z. 12. Das Zitat GR 58 stimmt nicht. Ich habe das ganze GR (Griaule, Recettes) noch einmal durchgelesen und dort kein entsprechendes Wort gefunden.

Dafür, daß die drei hervorragenden Kenner Abessiniens Exz. Conti Rossini, Exz. Cerulli und Exz. Moreno neben all ihren amtlichen Geschäften noch so eifrig wissenschaftlich tätig sind, ist ihnen die Wissenschaft aufrichtig dankbar.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Dörner, Friedrich Karl, u. Rudolf **Naumann: Forschungen in Kommagene.** Mit Beiträgen von K. Dorn und J. Keil. Berlin 1939. (114 S. mit 25 Taf.) 4^0 = Istanbuler Forschungen, hrsg. von der Zweigstelle Istanbul des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches. Bd. 10. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Die Reise, über deren Ergebnisse das vorliegende Buch berichtet, hatte vor allem den Zweck einer Überprüfung der kommagenischen Inschriften, besonders der großen Inschrift im Aufgang der Burg von Gerger, sowie der genaueren Untersuchung des großen Felsreliefs von Gerger. Zwanglos knüpfte sich an die Hauptaufgabe aus der Reiseroute heraus eine Reihe von anderen Problemen, deren Lösung sich die kleine Expedition nach Maßgabe ihrer Kräfte und ihrer Zeit angelegen sein ließ. Und mit ganz besonderer Freude begrüßt es der Orientalist, daß auch die mittelalterliche Geschichte zu ihrem Rechte kam. So ist ein Band der Istanbuler Forschungen entstanden, der mit seinem vielseitigen Inhalt und seiner Gründlichkeit dem rührigen Archäologischen Institut in Istanbul wieder alle Ehre macht.

Nach einem kurzen Vorwort des Direktors der Istanbuler Zweigstelle, der an die erste Erschließung der Kommagene durch Moltke vor einem Jahrhundert anknüpft (Nr. 1), geben S. 9—16 (Kap. 2) die Expeditionsteilnehmer F. K. Dörner und R. Naumann gemeinsam eine Beschreibung des Reisewegs, der von Gölbaşi an der Bahnlinie Adana—Malatja aus über Adiyaman und Pirun nach Yeni Kâhta (wohin seit 1933 der Sitz der Behörden vom alten K. verlegt wurde) führte, dann über das alte Kâhta auf den Gipfel des Nemrūd Dağ und schließlich nach Gerger; der Weiterweg erfolgte zunächst nach der Euphratburg Kores, dann westwärts nach Yeni Kâhta zurück und südwärts zum Euphrat, hier der Wasserleitung von Samosata folgend, sodann zunächst den Euphratlauf entlang, später abbiegend nach Turuş zu der römischen Brücke über den Göksu, von wo die Expedition auf raschem Weg wieder der Bahn zustrebte.

Die Hauptergebnisse werden in monographischen Einzelabhandlungen vorgelegt. Zuerst kommen (Kap. 3) S. 17—53 „Untersuchungen an kommagenischen Denkmälern" von Dörner,

denen J. Keil einen kürzeren Beitrag über das von G. Jacopi entdeckte „Fragment einer Stele in Adiyaman" beifügt. Es folgt (Kap. 4) die Aufnahme von „Bauwerken römischer und byzantinischer Zeit" (S. 54—69), und zwar der Wasserleitung von Samosata und der Brücke *ad pontem Singae* von R. Naumann, sowie „Perre und die Nekropole von Perre" von Dörner. Kap. 5 (S. 70—101) ist der Aufnahme der „Burgen der Landschaft Kommagene" (Kâhta, Gerger und Kores) von R. Naumann gewidmet, und anhangsweise sind von K. Dorn „die islamischen Bauinschriften in Kâhta" behandelt. Im letzten Kapitel (S. 102—112) untersucht Dörner die „antiken Reisewege in der Landschaft Kommagene" besonders nach der Tabula Peutingeriana und dem Itinerarium Antonini. Von den 25 Tafeln enthalten die ersten 16 sehr gute Photos, die übrigen geben die Pläne der aufgenommenen Baulichkeiten; eine Reihe von Abbildungen im Text ergänzen das Bild- und Planmaterial.

Dieser Überblick gibt einen Eindruck von der Vielseitigkeit des Inhalts. Es ist schwer zu sagen, welcher Abschnitt die wertvollsten Ergebnisse liefert, sie sind einander an Gehalt ebenbürtig. Der Stand der Erforschung der kommagenischen Denkmäler ist mir im einzelnen nicht bekannt genug, als daß ich ein endgültiges Urteil über die Untersuchungen von Dörner abgeben dürfte; aber der Eindruck dürfte kaum täuschen, daß sowohl die Prüfung an Ort und Stelle wie die philologische Bearbeitung und Auswertung mit aller Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis durchgeführt ist und eine ganz erhebliche Förderung erbracht hat.

Die erstmalige Aufnahme der Wasserleitung von Samosata und der Brücke über den Göksu, die doch sicher der pons Singae der Tab. Peut. ist und im Mittelalter bei den Arabern als eines der vier Weltwunder[1], bei den Byzantinern vielleicht als Brücke des Akritas gefeiert war, lehrt uns monumentale Denkmäler der römischen Periode des Landes kennen, die „von einem nüchternen, klaren und technisch vollendeten Bauwillen" zeugen (S. 60), deren Datierung um 200 v. Chr. allerdings nur auf der Gleichartigkeit der Bauweise mit der inschriftlich festgelegten Brücke über den Böylamsu bei Kâhta beruht, aber damit doch gesichert erscheint.

1) Allerdings sind die arabischen Berichte über die *Kanṭarat Singa* z. T. sehr verwirrt, und bisweilen könnte man versucht sein, die Brücke am Oberlauf zu suchen (vgl. z. B. Canard, Sayf al Daula, S. 103 Anm. 1), doch ist bei der Unbestimmtheit der Angaben darauf kein Gewicht zu legen.

Wer, wie der Referent, das syrisch-anatolische Grenzland, das im Mittelalter solange die Rolle einer ausgesprochenen Militärgrenze spielte, kennt mit seinen gewaltigen, einen besonderen Reiz des Landes bildenden Burgenruinen und die Überzeugung gewonnen hat, daß sie noch eine aufschlußreiche Quelle der wechselvollen und interessanten Geschichte darstellen, wird besonders dankbar sein, daß mit der sorgfältigen Aufnahme der Burgen von Kâhta (Kachtā), Gerger und Kores ernstlich ein Anfang ihrer Erschließung gemacht ist. Die Ergebnisse scheinen mir in hohem Grade lohnend. Schon die glänzende Ausnützung des Geländes verdient Beachtung, ebenso die Feststellung der Gänge zum Wasser. Wichtig ist, daß sich von der sozusagen internationalen hochentwickelten Mauertechnik der Mamlukenzeit deutlich eine einheimische Bauweise abhebt, die in Kâhta gleichermaßen vor wie nach der Mamlukentechnik angewandt wurde, während sich in Gerger zwar dieselben Methoden unterscheiden lassen, die Verhältnisse aber insofern verwickelter liegen, als noch eine ältere, vielleicht in kommagenische Zeit zu verweisende Technik festzustellen ist und auch die entwickeltere Bauweise mehrere Stufen unterscheiden zu lassen scheint. Bei Kores schließlich weist das treppenförmige Zurücktreten der unteren Mauerschichten, wie Naumann feststellt, deutlich auf fränkische Herkunft. Die Geschichte von Kaḥtā (und Gerger) ist durch J. A. Mordtmanns Artikel Kiakhta in der EI., der auch hier verwertet wird, ziemlich eingehend bekannt. Dagegen gehört Kores zu den nicht ganz wenigen rätselhaften Burgen, über die uns die an Nachrichten sonst nicht arme arabische geschichtliche Überlieferung nicht aufklärt. Die E. Rey, Les colonies franques, S. 315 entnommene Behauptung, es sei von Nūr ed-Dīn 1151 erobert worden, beruht auf einem Mißverständnis Rey's. Dieser beruft sich nämlich auf Abu 'l-Faraǧ; aus dessen *Taʾrīḫ muḫtaṣar* (Beirūt 1890) S. 361 geht aber unzweideutig hervor, daß dabei von dem bekannteren *Ḳūrus* (Cyrrhus) nnw. von Ḥaleb die Rede ist, was allerdings nicht hindert, daß das Datum für den Übergang aus christlicher in muslimische Hand richtig sein dürfte. Die einzige mir im Augenblick bekannte sichere Erwähnung unseres Kores in arabischen Quellen ist Ḫalīl aẓ-Ẓāhirī, *Zubdat Kašf al-Mamālik* (ed. Ravaisse), S. 51, Z. 17, wo der Name *Ḫurūs* geschrieben ist: es wird hier (im 15. Jh.) als eine Burg des Distriktes Gerger aufgeführt[1].

1) Korrekturzusatz: vgl. jetzt aber Cl. Cohen, La Syrie du Nord à l'époque des Croisades (Paris 1940), S. 119, 127, 386, wo Belege aus Handschriften

Leider konnten die Inschriften von Gerger nicht aufgenommen werden. Es entspricht aber durchaus dem, was wir aus der Geschichte der Gegend wissen, wenn der Verf. aus dem Duktus dieser Inschriften schließt, daß sie etwa gleichzeitig mit denen von Kâhta sein dürften. Diese letzteren sind in dankenswerter Weise von Fräulein Dorn herausgegeben und erläutert. An den zweifelhaften Stellen vermag ich mit Hilfe der Photos auch nicht weiter zu kommen. Das historisch Wesentliche ist zweifelsfrei. Die folgenden Bemerkungen betreffen nur einige Kleinigkeiten des Beiwerks. In der Inschrift von 685=1286 ist (S. 98) das erste Wort von Z. 2 gelesen الصالحى, was natürlich richtig ist, aber übersetzt, als ob الصالح dastünde: Qalā'ūn war ein Mamluk von aṣ-Ṣāliḥ Aijūb, und das drückt die Nisbe aṣ-Ṣāliḥī aus. — Zu Qara-Sonqur wäre jetzt auf L. A. Mayer, Saracenic Heraldry, S. 183, zu verweisen. — In der nicht datierten Inschrift von Ḫalīl (S. 990.) findet sich, wie sonst mehrfach die seltsame Form هذه البرج المبارك: natürlich ist überall هذا zu lesen, ebenso wie in der Ergänzung des Textes سلطان الاسلام für den Druckfehler ...السلطان zu verbessern ist. — Bei der Inschrift von 690 = 1291 vermag ich an das اجلّ الله, das ich nicht verstehen könnte (die Übersetzung hilft sich mit einem salto mortale) nicht zu glauben, ich wage aber so wenig eine Verbesserung wie bei den weiteren Namen des Aquš S. 100, wo sicher etwas anderes dasteht, das aber, solange der Mann nicht feststellbar ist, kaum sicher zu erkennen sein dürfte. Bei der Inschrift von 709 = 1309 verstehe ich das „(!)" hinter ابى nicht; in der Übersetzung wird der Schein erweckt, als ob der Sultan den Titel امير المؤمنين führte, während selbstverständlich vorher قسيم zu ergänzen ist.

Hinweisen möchte ich noch auf die höchst interessante armenische Inschrift im Wassergang von Kâhta, die hoffentlich noch einmal historisch ausgewertet werden kann.

Sehr schön ist zum Schluß der Beitrag von Dörner über antike Reisewege. Erfreulich ist die Entschiedenheit, mit der die Erklärung der Itinerare aus der Wirklichkeit der geographischen Bedingungen gesucht wird. Zwar fällt es zunächst etwas schwer, zu glauben, daß die Ortsnamenreihe der Tab. Peut. von Malatya nach Samosata nicht eine Straße, sondern nur eine Liste von Kastellen gebe, aber andererseits scheint es durchaus wahrscheinlich, daß die die beiden Städte verbindende Straße dem Sultansu gefolgt sei. Jedenfalls sind die Fragen, die sich an die Überlieferung von den alten Routen knüpfen, weitgehend geklärt worden.

Das ganze Buch ist ein hocherfreuliches Zeugnis deutscher Forscherarbeit an Ort und Stelle im Orient.

angeführt sind. Nur scheint mir S. 119, Anm. 19 die Unterscheidung von „Chores" und „Khouroûç" nicht begründet.

Südasien.

Oertel, Hanns: Zu den Kasusvariationen der vedischen Prosa. Zweiter Teil. München: Verlag d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften, C. H. Beck in Komm. 1938. (92 S.) 8° = Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wissensch., Philos.-histor. Abt., Jahrg. 1938, Heft 6. RM 5.75. Bespr. von Louis Renou, Paris.

M. H. Oertel poursuit ici ses belles recherches sur la syntaxe de la prose védique. Il a pris pour thème central l'examen des variations casuelles, qui sont en effet caractéristiques de la langue des Brāhmaṇa, et qui ont en outre l'avantage de mettre en évidence les formules parallèles et le contraste des emplois.

M. Oertel étudie d'abord le parallélisme du génitif et de l'ablatif comme régimes du verbe «naître» (*jāyate*). Il y a là en quelque manière la contre-partie de son étude précédente sur les deux mêmes cas comme régimes des verbes de séparation (dans les mêmes Berichte, 1935, no. 12). C'est, comme on sait, le nom du père que désigne le génitif-ablatif. Pour le nom de la mère, où le locatif est de règle, le génitif ne comporte pas d'exemples sûrs (§ 18) et l'ablatif est à peu près limité, soit à des cas de naissance figurée (§ 16), soit à des emplois où il s'agit de *mātuḥ* à côté de *pituḥ* (§ 14) et où l'on peut présumer que le second de ces mots a entraîné le premier. Toutefois il y a un groupe compact de faux datifs pronominaux, *asyai* et *tasyai*, qui remontent indifféremment à un génitif ou à un ablatif (§ 15, d'où on dissociera les exemples qui présentent le causatif *janayati*), et doivent à la pression qu'exercait leur triple valeur de s'être accrédités aux lieu et place du locatif attendu. Enfin, quand la racine *jan*- figure au causatif, c'est, de façon assez insolite, le datif du nom du père qui est en vigueur (§§ 7, 9, 11).

Nous sommes là évidemment à l'un des points où le génitif adnominal (possessif), éventuellement aussi le génitif libre de la personne concernée par le procès, a empiété sur l'ablatif en devenant un cas adverbal, traité exactement comme ce dernier et susceptible de «varier» avec lui en une même formule. Nous avons là une période de transition: seul le freinage dans l'évolution ultérieure du sanskrit a ralenti la disparition de l'ablatif. Il est à peine besoin de rappeler qu'avec *jāyate* le Ṛgveda — et sans doute la généralité des *mantra* — ne connaît que l'ablatif.

L'empiètement a été favorisé, comme ailleurs, par le grand nombre de formes pour lesquelles existait une finale commune au génitif-ablatif. Il est possible qu'il ait débuté par les pronoms, où jouaient des amphibologies particulières: tous les exemples de génitif au § 6 sont avec *me* ou *te*, *asya* ou *yasya*.

La seconde partie de l'ouvrage concerne le parallélisme du datif «commodi» et du génitif. Ici encore nous assistons au progrès du génitif qu'on croit souvent à tort n'apparaître qu'en classique. Partout il est en concurrence serrée avec le datif, qu'il a même évincé dans toute une série de formules (§ 71—113). Parfois les deux cas figurent côte à côte (ainsi § 49), et ce n'est pas un hasard si le datif nominal *prajābhyaḥ* se juxtapose au génitif pronominal *tasya*. Le génitif est à nouveau, bien entendu, celui de la personne concernée; éventuellement un génitif possessif, ou même un génitif d'agent (v. les références à ce dernier cas groupées p. 90 med.). Le génitif est bien partout dans son domaine authentique.

M. Oertel pose une question intéressante, tant à propos du génitif en fonction d'ablatif que du génitif concurrent au datif (§§ 21 et 115): existe-t-il en sanskrit un génitif signifiant «dans la maison de, chez», comparable aux locutions latines et grecques bien connues? On l'enseigne souvent, et de fait le sanskrit classique n'en ignore pas absolument l'emploi. Delbrück, Ai. Syntax p. 9, l'admet même pour la prose védique, mais M. Oertel n'a pas de peine à montrer que les exemples ne tiennent pas. Seule la formule (citée § 116) de BĀU. *yatra pravāhaṇasya jaivaler āsa* pourrait entrer en ligne de compte; mais le génitif y demeure de toute façon singulier et la phrase est probablement corrompue. Sur le cas spécial du génitif personae avec les verbes «manger», M. Oertel vient de rendre manifeste (Mélanges F. W. Thomas, p. 160) que le génitif est en fait régime nominal d'un *annam*, *aśanam*, objet interne du verbe demeuré à l'état implicite. La même explication est-elle valable pour les rares formes des Saṃhitā où l'on pourrait avec M. P. Thieme, Fremdling im Rgv. (p. 16 no. 2 et cf. § 103), reconnaître un semblable génitif? Peut-être, mais il faut bien admettre qu'aucun des exemples alléguables dans les *mantra* pour l'existence même du génitif au sens de «chez» n'a de valeur décisive.

On voit assez comment l'«ellipse» de *gṛhe* (*kule*, *prajāyām*) a pu s'accréditer: Kāty. ŚS. XV 3 3 et suiv., nous avons la liste des personnages dans la maison de qui est offert le *havis* préliminaire au *rājasūya*. Ces noms, *senānyaḥ*, *purohitasya*, *yajamānasya*, etc. sont au génitif: mais ils dépendent virtuellement d'un *gṛhe* à extraire de *pratigṛham* (2) qui commande à la manière d'un *adhikāra* toute l'énumération. Les parallèles *brāhmaṇa* restituent *gṛhān* (ou *gṛhe*): ŚB. V 3 1 KB. XV 4 TS. I 8 9 etc.

Bhawe, Prof. Dr. Shrikrishna: **Die Yajus des Aśvamedha.** Versuch einer Rekonstruktion dieses Abschnittes des Yajurveda auf Grund der Überlieferung seiner fünf Schulen. Stuttgart: W. Kohlhammer 1939. (XI, 135 S.) gr. 8° = Bonner Oriental. Studien, hrsg. von P. Kahle u. W. Kirfel, Heft 26. RM 10 —. Bespr. von H. Oertel, München.

Einer Anregung Kirfels folgend untersucht der Verf. die beim Aśvamedha gebrauchten Mantras der Yajurvedatexte. Eine Konkordanz dieser Mantras nach ihrer rituellen Verwendung findet sich auf S. 14—18; eine Synopsis der Mantras, die den Unterschied zwischen den Mantras, die allen Saṃhitās gemeinsam sind, und den Mantras, die entweder nur einer Saṃhitā angehören oder Varianten aufweisen, steht S. 77—135 in typographisch bequemer Anordnung. Die Resultate der Untersuchung sind S. 69—70 kurz zusammengefaßt: 1. Die Aśvamedhamantras stellen einen verhältnismäßig späten Teil des ganzen Yajurvedakomplexes dar. 2. In einigen Saṃhitās (VS.; MS.) ist die Ritualfolge die Richtschnur für die Anordnung der Mantras gewesen, während andere (TS.; K.) in dieser Beziehung freier verfahren. 3. In den Mantrassammlungen der vier Saṃhitās sind zwei Texttraditionen zu unterscheiden; chronologisch bietet MS. den ältesten Text, dann folgen VS.; TS.; K.

Es ist sehr zu wünschen, daß der Verf. seine Untersuchungen weiter auszudehnen Gelegenheit finden möge und die von ihm angekündigte Behandlung der Mantras des Neu- und Vollmondopfers zu Ende führen könne. Abschließend wird sich über die wichtigen Probleme der *traditio* erst auf einer breiteren Grundlage urteilen lassen.

Ostasien.

Franke, O.: **Li Tschi und Matteo Ricci.** Berlin: Verlag d. Akad. d. Wissenschaften, W. de Gruyter in Komm. 1939. (24 S.) 4° = Aus d. Abh. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1938. Phil.-hist. Klasse. Nr. 5. RM 1.50. Bespr. von E. H. v. Tscharner, Bern-Zürich.

An seine frühere Untersuchung über Li Dschī („Li Tschi", Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Jahrg. 1937, Phil.-hist. Klasse Nr. 10) anknüpfend, wo er die bedeutenden, von der konfuzianischen Orthodoxie weitgehend der Nachwelt unterschlagenen, anti-orthodoxen

Geistesströmungen des 16./7. Jahrh. größtenteils erstmalig zu unserer Kenntnis brachte, geht Franke hier der Begegnung des großen „Häretikers" Li Dschï mit Matteo Ricci, dem hochgelehrten Begründer der Jesuiten-Mission in China, nach. Als Hauptquelle dazu dient ihm P. Tacchi-Venturis Gedächtnisausgabe von Riccis Aufzeichnungen, seinen sog. „Kommentaren" (2 Bde., Macerata 1911/13), die im Gegensatz zu den zeitgenössischen, von Trigaults freier Bearbeitung abhängigen Ausgaben den vollständigen italienischen Originaltext vorlegt. An diesem Text zeigt Franke, daß Ricci Li Dschï 1599 in Nanking kennen lernte, bei einem in seiner Gesinnung ebenfalls recht freien und hochstehenden Freunde Li Dschï's, den er nach seinen chines. Quellen als Dsiau (Tsiao) Hung feststellt. Von diesem gibt er uns die Lebensgeschichte nach den Ming-Annalen wieder. Für die freundschaftliche Verehrung Li Dschï's für Ricci zeugt ein Gedicht, ein Schulbeispiel des gelehrten chines. Dichtertums, das Li Dschï dem Missionar auf einem Fächer schenkte und das Franke anführt und ausführlich kommentiert. Eine zweite, flüchtigere Begegnung mit Li Dschï erlebte Ricci im Sommer 1600 bei dem Gouverneur von Schantung. Damals befand sich Ricci auf der Reise nach Peking, das ihn 1601 aufnehmen sollte. Li Dschï aber wurde 1602 als Ketzer dort eingeliefert und brachte sich im Kerker um. Ricci sah in einem guten Auskommen mit dem Konfuzianertum die beste Grundlage seines Missionswerkes und hatte deshalb in das orthodoxe Geschrei gegen den buddhistischen „Götzendienst" eingestimmt, während sich sein ehemaliger Freund gerade für die hohen Gedanken des Buddhismus einsetzte. So war, wie Franke schließt, die Begegnung Riccis mit Li Dschï ohne tiefere geistige Wirkung geblieben; Ricci aber hatte, wie sich später erweisen sollte, auf eine falsche Karte gesetzt.

Diese neuere Abhandlung Frankes, mit seinen bewährten Klarstellungen vieler Einzelfragen nach seinem reichen, überlegen gemeisterten Quellenmaterial, bildet einen wertvollen Beitrag sowohl zur Geschichte der Mission in China als auch zu unserer Kenntnis der, namentlich weltanschaulichen, chinesischen Verhältnisse um das Jahr 1600 herum.

Pernitzsch, Prof. Dr. Max Gerhard: **China.** Berlin: Junker und Dünnhaupt 1940. (64 S., 1 Kte.) 8° = Kleine Auslandskunde. Bd. 4. Kart. RM 2—. Angez. von G. Köhler, Dresden.

Das Kunststück, auf 64 gewöhnlichen Druckseiten die Haupteigenschaften des chinesischen Raumes und seiner 440 Millionen Menschen klar herauszuschälen, stellt allein schon an das sprachliche Können des Verfassers höchste Anforderungen.

Eine gute Karte oder wenigstens deren eifrige Benutzung hätte den erdkundlichen Teil belebt sowie die einheitliche Umschreibung der Landesnamen gefördert. In den Abschnitten über Volk, Staat, Kultur, Wirtschaft und Heer steht das Allerwesentlichste frei von plumpen Verallgemeinerungen und Fehlern, jedoch nicht von Wiederholungen (z. B. S. 24/37). Unter den Schrifttumsangaben fehlt u. a. A. Herrmann's Atlas of China.

Die vorbildliche Lösung gibt das Bändchen nicht, obgleich es lebendig berichtet.

Afrikanistik.

Poeschel, Hans: **Bwana Hakimu.** Richterfahrten in Deutsch-Ostafrika. Mit 15 Federzeichnungen von Kurt Degenkolb. 2. Aufl. Leipzig: Koehler & Voigtländer. 1940. (247 S., 15 Abb.) 8°. Geb. RM 4.80. Bespr. v. A. Klingenheben, Hamburg.

Wenn auch nicht im eigentlichen Sinne ein wissenschaftliches Werk, so ist das Buch doch ein nicht unwichtiges und mit warmem Herzen geschriebenes Dokument deutscher Kulturarbeit in Ostafrika vor dem Weltkriege. In packenden Schilderungen und tief empfundenen Stimmungsbildern macht uns der Verf. mit der Natur des Landes, das er auf seinen ausgedehnten Richterfahrten gründlich kennenlernen konnte, und dessen bunter Menschen- und Tierwelt vertraut; mit Interesse wird man ihm bei seinen mannigfachen Jagderlebnissen sowie besonders auch bei der Beschreibung seiner Besteigungen der Bergriesen Ostafrikas folgen. Die eigentliche Berufstätigkeit des Verf.s kommt an nur wenigen Stellen des Buches zu Worte, in denen aber manches für die koloniale Rechtspraxis Beachtenswerte gesagt wird. Ein dem „Boy" gewidmetes Kapitel bringt ein köstliches Beispiel einer suaheli-deutschen Mischsprache, von der man nur hoffen kann, daß sie ausschließlich der Zeit vor dem Weltkriege angehört haben möchte. Die in demselben Kapitel vorgetragene Ansicht, daß z. B. die Wiedergabe der Begriffe „Sonne und Wissen" durch das gleiche Suaheli-Wort „anziehende Einblicke in eine primitive Vorstellungswelt" gewähre, läßt sich sprachwissenschaftlich kaum halten.

Sparre, Birgit Th.: **Bröllopsresa i Libyen.** Stockholm: Hugo Gebers Förlag 1939. (314 S., 81 Abb. auf Taf.) gr. 8°. Geh. 11 kr., geb. 14 kr. Bespr. von Otto Maull, Graz.

Die durch eine Reihe schriftstellerischer Leistungen bekannte Verfasserin schildert ihre Hochzeitsreise, die sie auf dem Weg nach Tripolitanien über Venedig, Rom, Littoria, Neapel und Umgebung, Taormina, den Ätna (S. 98: irrige Höhenangabe für das Ätnahotel = 4000 m!), Syrakus und Malta führt. Wie am ganzen nordafrikanischen Mittelmeersaum

zeigt sich auch in der Stadt Tripolis das zum Teil noch recht unvermittelte Nebeneinander der orientalischen mauerumwallten und der offenen europäischen Siedlung. Doch ist die letztere dem orientalischen Milieu angepaßt, schimmernd weiß, eine Stadt der Paläste, Hotels und anderer monumentaler Gebäude, mit breiten geraden Straßen, vor allem der langen Strandpromenade, mit dicht belaubten Parks voller exotischer Blumen und mit rauschenden Brunnen, geschaffen als Ausdruck der italienischen Sachlichkeit (Funktionalismus). Die Verfasserin zollt dem Rhythmus und der Leistung der italienischen Kolonialarbeit volles Lob: in Libyen sei das Römische Reich auf gutem Wege, in seinem alten herrlichen Glanz wiederaufzuerstehen. Der Besuch der Ausgrabungen von Leptis Magna und der der Kolonistendörfer stärkt diese Überzeugung. Die Kolonistendörfer werden anschaulich beschrieben, und allerlei interessante Angaben über sie sind eingestreut. Auf der Reise nach Ghadames, die mit dem nach Bedarf verkehrenden Pullman-Bus ausgeführt wird, werden folgende Stationen berührt: Sabratha, das bis 1050 bestanden haben soll und die nach Leptis Magna wichtigste Ausgrabungsstätte darstellt, Garian mit seinen von Juden bewohnten Höhlenwohnungen, die unbedeutenden Orte Ba Zeian und El Asabaa, das römische Ruinen bergende Jefren (7000 Eingeborene und 40 Italiener), Giado, Cabao, die enggassige Bergsiedlung Nalut (4000 Einwohner, darunter 140 Italiener), die den Hauptort des westlichen Dschebel abgibt, ein ausgesprochenes Berberzentrum, in dessen altem Kastell Hunderte von Zellen Vorratskammern für die Stadtbewohner bilden. Die Italiener haben daneben eine kleine moderne Stadt entstehen lassen. Die Weiterreise führt über das von hohen Lehmmauern geschützte Wüstenfort Sikanen und den Knotenpunkt Dey. Allerlei wird über die Lebensgewohnheiten der Tuareg eingestreut, die jedoch auch in Libyen befriedeter sein dürften, als es die Verfasserin wahrhaben will. Ghadames wird als eine jener strengorientalischen Städte der Sahara gezeichnet: mit ihren hohen Mauern, ihren krummen, teils überwölbten Gassen, ihren Moscheen, ihrem Marktplatz, ihren unterirdischen Gängen, spiegelnden Teichen und Palmenhainen. Ausgezeichnete beachtliche Abbildungen begleiten den flüssig gegebenen Text, der viele hübsche Schilderungen bietet.

Berichtigung.

Auf Sp. 338, Z. 34 ist leider durch ein Versehen ein sinnstörender Fehler stehen geblieben. Statt „ihrem Vater" lies: „ihr Vater".

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 46 1939:

(Die Zeitschrift wird von nun an von den bisherigen Herausgebern „in Verbindung mit Walther Wüst" herausgegeben. Erscheinungsort Wien: Ahnenerbe-Stiftung-Verlag, Berlin C 2 — später Berlin-Dahlem):

1/2 1—46 A. Maecklenburg, Einführung in die Probleme der hebräischen Metrik (sehr übersichtliche Darstellung der Entwicklung und des Standes der metrischen Theorien, wobei die überragende Bedeutung der Forschungen von Sievers klar zum Ausdruck kommt). — 47—140 J. J. Meyer, Zusätze zur „Trilogie altindischer Mächte und Feste der Vegetation" (zu diesem Werk des Verf.s vgl. im gleichen Heft S. 155ff.). — 141f. W. Vycichl, Nochmals das arabische *ḥa*-Präfix (Erwiderung an W. Leslau in WZKM 44, S. 218f.). — 143—60 Anzeigen.

3/4 161—4 W. Brandenstein, Hans Reichelt † (mit kurzer Bibliographie). — 165—9 W. D. van Wijngaarden, Drei Menschenfiguren der Vorzeit (aus der Sammlung von Bissing im Leidener Museum: früheste ägyptische Skulptur, 1. Dyn.). — 170—88 G. Thausing, Die Auferstehung im Sohne (wird durch die ägyptische Literatur verfolgt, „findet ihren reinsten Ausdruck ... im Osiris-Horus-Mythus, der ... eine doppelte Auferstehung symbolisiert: die jenseitige im Vater ... und die diesseitige im Sohne"). — 189—94 W. Vycichl, Bau und Ursprung der ägyptischen Nisbe (sucht aus den verschiedenen Schreibungen den ursprünglichen Lautwert und die herrschenden Lautgesetze herauszuschälen). — 195 204 J. Friedrich, Borks neue Forschungen zum Mitannibrief (Stellungnahme zu Borks Schrift „Der Mitanibrief und seine Sprache", Königsberg 1939: neben Anerkennung verschiedener neuer Deutungen Ablehnung der Methode B.s). — 204—8 A. Jirku, Der Name der Stadt Jerusalem. — 209—18 Fr. Binder, Zur Aussprache des „K" und „Q" bei den Beduinen Arabiens (Die „Palatalisierung des „K" und „Q" ist eine Erscheinung, die hauptsächlich bei den ... ʿAnaza-Stämmen auftritt und offenbar durch sie verbreitet wurde"). — 219—22 Fr. Binder, Ǧabrīn und Maqainama, zwei merkwürdige Ortsnamen in der Wüste *ar-rubʿ al-ḫālī* (sehr kühn gedeutet als „Ort der guten Datteln" und *makān al-mā'*!). — 223—41 W. Feiler, Die Sprache der obermesopotamischen Arier (Verteidigung des Standpunkts, daß es sich bei den Ariern der „arisch-ḫurritischen Lebensgemeinschaft" nur „um Indo-Arier" handeln kann). — 242—66 H. von Glasenapp, Der Ursprung der buddhistischen Dharma-Theorie („der Buddhismus" ist „als die philosophisch und ethisch vertiefte Weiterentwicklung von Vorstellungen anzusehen ..., welche die vedische Weltanschauung bis in die älteste Upaniṣaden-Zeit beherrschen"). — 267—91 E. Frauwallner, Der arische Anteil an der indischen Philosophie (Die Entwicklung der indischen Philosophie zeigt eine Hochblüte atheistischer Systeme im 1. Jahrtausend n. Chr., die dann durch theologische Systeme religiöser Sekten abgelöst werden, denen sich der Vedānta eingliedert; alles spricht dafür, daß jene erste Periode „ihrem Wesen nach arisch" ist, die zweite „einen Sieg der Urbevölkerung

über die arischen Einwanderer" bedeutet). — 291—320 Anzeigen.

47 1940:

1/2 1—49 W. Diemke, Die Entstehung des hypotaktischen Relativsatzes in der Sprache der alten Ägypter (A. Parataxe-Hypotaxe in der Satzsyntax; B. Die Entstehung des hypotaktischen Relativsatzes aus der Parataxe: I. Parataktische Relativsätze. II. Hypotaktische Relativsätze, durch Relativum eingeleitet; C. Zusammenfassung). — 50—60 N. Rhodokanakis, Die Inschriften Gl. 424 und 825 (Text, Übersetzung und knapper, aber inhaltsreicher Kommentar der historisch wichtigen Inschriften). — 61—130 H. Kofler, Reste altarabischer Dialekte (sorgfältige Sammlung und sehr gewissenhafte Prüfung der Angaben der arabischen Philologen: I Lautlehre, A. Konsonanten). — 131—46 W. Wüst, Altpersisches (I zu Darius I Elvend: schließt aus der Prüfung der Bedeutung der Attribute *paruzana-* und *vispazana-*, sowie der Statistik ihres Vorkommens, daß Dar. Elvend in der Tat „während der eigentlichen und alleinigen Regierungszeit des Xerxes" entstanden ist). — 147—60 Anzeigen.

3/4 161—86 G. Thausing, Ägyptische Ästhetik und der ägyptische Ehrbegriff (beide sind „nur aus der magischen Perspektive" zu begreifen). — 187—201 J. Friedrich, Urartäisches (1. *gi-e-i-* „Quelle, Brunnen"; 2. Zum Mediopassivum; 3. Zu *alē* „er spricht). — 202—14 J. Friedrich, Zur Sprache von Qaṭna (gegen Borks Schrift: Die Sprache von Qatna. Leipzig 1940: entgegen Bork sieht er alle von B. verwendeten Sprachproben als churritisch an). — 215—22 W. Brandenstein, Neue Beobachtungen zur Stele von Lemnos. — 219—32 Gr. Peradze, Über die georgischen Handschriften in Österreich (4 Hss. in der Wiener Nationalbibliothek). — 233—62 H. Kofler, Reste altarabischer Dialekte (Forts. von S. 61—130: B. Vokale; C. Satzphonetik; II Formenlehre. A. Pronomina). — 263—66 D. Monchi-Zadeh, Über zwei falsch gelesene persische Verse (Verbesserung der von U. Melzer in ZDMG. 93, S. 294f. gegebenen Deutung und Lesung). — 267—305 E. Schneider, Alt-indoarisch *matyà-*, n. „Knüppel als bäuerliches Werkzeug" („Schollenschläger" zur Zerkleinerung der sich beim Pflügen ergebenden Erdschollen, wie er ähnlich vor dem Aufkommen der Egge bei allen indogermanischen Völkern bezeugt und in Resten noch lange gebräuchlich ist; das Wort ist eine -a-Ableitung von alt-indoar. *mat(h)i-*). — 306—20 Anzeigen.

48 1941:

1/2 Als Herausgeber zeichnen V. Christian u. W. Wüst. 1—4 H. Balcz, Zum Vorkommen des Schirmes in Ägypten (gesichert für die Zeit Ramses' II., was aber noch nicht regelmäßigen Gebrauch bezeugt). — 5—34 G. Thausing, Ägyptische Confixe und die ägyptische Verbalkonstruktion (geistreicher und kühner Versuch, viele Erscheinungen des ägypt. Verbalbaus, auch der Verbalstämme, unter Berücksichtigung der „afrikanischen Komponente" in Analogie der nubischen Grammatik als „Verba conjuncta" bzw. aus solchen entwickelt zu erklären). — 35—48 W. Till, Koptische Briefe. 1—2 (K 3017 u. K 1158 der Wiener Nationalbibliothek). — 48—51 A. Jirku, Der Name der palästinischen Stadt Betše'an und seine ägyptische Wiedergabe (lehnt Albright's Deutung Bet-Še'ol ab und bleibt bei der Erklärung „Tempel des Gottes Šan"). — 52—88 H. Kofler, Reste altarabischer Dialekte. Forts. (B. Verbum. 1. Afformativa und Präformativa; 2. Flexion; 3. Klassen der Verba; 4. Stammformen: sorgfältige Sammlung des reichen Materiales der Grammatiker). — 89—96 Fr. Binder, Über die Altersbezeichnungen der Kamele bei den heutigen Beduinen Arabiens (vergleicht die bes. von Musil und B. Thomas gesammelten Bezeichnungen mit den arab. Lexikographen, deren Deutungen dadurch vielfach geklärt werden). — 97—120 K. Stolz, Die seelische Entwicklung des Dichters Hafiz. Ein Versuch (Vf. bemüht sich, zunächst aus den dürftigen historischen Anspielungen gewisse Gruppen der Dichtungen zeitlich festzulegen und gründet darauf den sehr eindrucksvollen Versuch, eine innere Entwicklung aufzuzeigen: die Arbeit scheint geeignet, die ganze Ḥāfiẓ-Forschung grundlegend zu beeinflussen! Sie hat sehr große innere Wahrscheinlichkeit für sich; doch kann eben dies das Bedenken wachrufen, ob Ḥāfiẓ nicht gar zu sehr mit unseren Augen gesehen ist). — 121—42 A. von Rosthorn, Zur Geschichte der chinesischen Schrift. — 143—60 Anzeigen. R. H.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 93 (N. F. 18) 1939:

2/3 163—8 Fr. Gabrieli, Rapporti tra poeta e rāwī: echi di Ǧamīl in Kuṭayyir ʿAzzah. — 169—96 H. Ritter, Das Proömium des Maṭnawī-i Maulawī (eine stoffliche Vorlage dazu in Ferīdeddīn ʿAṭṭārs *Ǧauhar aḏ-ḏāt*). — 197—203 M. Höfner, Zur Grammatik des Altsüdarabischen (Infinitive und Imperfekta mit n-Endung). — 204—16 P. Poucha, Tocharische Etymologien (Toch. A *tsem* „blau"; *tuṅk* „Liebe; *rape* „Musik"; *pātsāṅk* „Fenster"). — 217—53 P. A. Munch, Die wirtschaftliche Grundlage des israelitischen Volksbewußtseins vor Saul. Ein Beitrag zur Vorgeschichte Israels (Die „Hebräer" bildeten ursprünglich keine einheitliche ethnische Größe, hoben sich aber als Nomaden bzw. Halbnomaden von der vorgefundenen seßhaften Bevölkerung Palästinas ab. Die Gemeinsamkeit ihrer nomadischen Herkunft bot den Ausgangspunkt zu ihrer Volkwerdung und zu ihrem Volksbewußtsein). — 254—93 B. Breloer, Drei unbenannte Megasthenesfragmente über die *pravrajyā*. — 294f. U. Melzer, Zwei ungedeutete persische Verse aus dem Siyāsat-nāma (fraglicher Deutungsversuch). — 296—305 Fr. Dornseiff, Die antike Mimesis in der altvorderasiatischen Literatur (Stücke aus dem Buch Josua). — 305 E. Rossi, A proposito del vocabolo „*Martolos*". — 306—38 Fr. Weller, Schauplatz und Handlung im Buddhacarita. — 339—62 K. Bouda, Tscherkessische Volkslieder aus Armawir. — 363—80 W. Hintz, Zur iranischen Altertumskunde (Ein wiederaufgefundenes medisches Felsgrab. Der Sakenzug des Dareios. Das Behistūn-Denkmal. Zu den altpersischen Inschriften). — *Edward J. Jurji, Illumination in Islamic Mysticism (O. Spies). — *P. Naster, L'Asie Mineure et L'Assyrie aux VIIIe et VIIe Siècles Av. J.-C. (Gerhard Meier). — *Abū Ḥāmid Muḥammad al-Ġazzālī, Naṣīḥatu 'l-mulūk (Fritz Meier). R. Paret.

Zeitschrift für Politik 30 1940:

8/9 390—402 R. Hartmann, Die syrische Frage. R. H.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 59 1939 Romanistische Abt.:

695—7 *A. d'Emilia, La compravendita nel capitolo XXXIII del nomocanome d. Ibn al-ʿAssāl (P. Koschaker). — 733—5 P. Koschaker, Carlo Alfonso Nallino (1872—1938). R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.